

Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. (Hg.)

1984 | 2

1984

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18319>

Veröffentlichungsversion / published version

Teil eines Periodikums / periodical part

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. (Hg.): 1984 | 2, Jg. 10 (1984),
Nr. 2. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18319>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons -
Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0/
Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz
finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons -
Attribution - Share Alike 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Studienkreis Rundfunk und Geschichte Mitteilungen

10. Jahrgang Nr. 2 - April 1984

Nachrichten und Informationen: 15. Jahrestagung 1984 - 12. Doktoranden- Kolloquium - Neue Regionalgruppe München/ Salzburg	Seite	118
Schwarzes Brett: Heinz-Gert Pridat-Guzatis 75 Jahre - US-Kabel-Katerstimmung I: "Qube" macht die Kanäle dicht - US-Kabel-Kater- stimmung II: Lockerungsübungen der Verteil- netzbetriebe - 50 Jahre Magnettonband - Robert Lucas (Ehrenzweig) 1904-1984	Seite	121
Jürgen Hanefeld: "Der deutsche Rundfunk" - Prototyp und Marktführer der Weimarer Programmpresse	Seite	130
Winfried B. Lerg: Rundfunk im Kommunika- tionssystem - Grundlinien für ein publi- zistisches Erklärungsmodell	Seite	145
Wolfgang R. Langenbucher: Verdrängung oder Ergänzung der Medien untereinander	Seite	154
Helmut Drück: Die Rolle der Programmzeit- schriften	Seite	166
Heinrich Brunswig: 50 Jahre Großrundfunk- sender Hamburg	Seite	176
Bibliographie: Zeitschriftenlese 31 (1.12.1983-29.2.1984 und Nachträge)	Seite	186
Besprechungen: Walter Klingler: Nationalsozialistische Rundfunkpolitik 1942-1945 (H. Bohrmann)	Seite	188
Peter Stütze: Bildschirmtext und Fach- presse (A. Kutsch)	Seite	191
Gerhard Hofer: Versuch und Versuchung. Bundesländerrundfunk in Österreich am Bei- spiel Vorarlbergs 1945-1955 (T. Venus)	Seite	193

NACHRICHTEN UND INFORMATIONEN

Jahrestagung 1984

Auch die 15. Jahrestagung des Studienkreises am 28. und 29. September 1984 in Berlin mit dem vorausgehenden Kaminabend am 27. September setzt das Generalthema "Rundfunk in der Nachbarschaft zu Presse und Film" fort. Die "historischen und aktuellen Bedingungen des Medientransfers" werden diesmal in den Referaten der Jahrestagung am Beispiel Berlin untersucht. Vorgesehen sind Beiträge über die Medienpolitik der Alliierten in der Vier-Mächte-Stadt und im Nachkriegs-Deutschland sowie über Rundfunk und Presse als Faktoren der öffentlichen Meinung in Berlin, über Film und Fernsehen im Zeichen des Verdrängungsprozesses, die Welt des Films im Rundfunkprogramm der Nachkriegszeit, den Wettbewerb von Rundfunk und Presse in Berlin während der sechziger Jahre und Transfer-Probleme im Zeichen der neuen Medien. Zu den Referenten, die bereits zugesagt haben, gehören Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund), Thilo Koch, Dr. Norbert Frei (München), Prof. Dr. Peter Pleyer (Münster), Wolfgang Mittas (Berlin) und Gerhard Neher (Berlin). Für den Kaminabend hat der Ehrenvorsitzende des Studienkreises, Prof. Dr. Wilhelm Treue (Göttingen) ein Referat mit Lichtbildern über Architektur und Funktion der Berliner Funkhäuser zugesagt.

Doktoranden-Kolloquium

Der Bitte um Anmeldung zum 12. Doktoranden-Kolloquium des Studienkreises am 12. und 13. Mai 1984 in der Landessport-schule Grünberg/Hessen bis zum 29. Februar haben bisher achtzehn Interessenten entsprochen. Das wird es möglich machen, noch einige weitere Teilnehmer unterzubringen. Nachträgliche Anmeldungen sollten dem Schriftführer aber bis spätestens 10. April 1984 mitgeteilt werden. Das Kolloquium ist wie immer

allgemein für Studierende offen, die eine wissenschaftliche Abschlußarbeit zur Rundfunkforschung schreiben wollen, schreiben oder (beinahe) abgeschlossen haben.

Der Vorstand hat noch einmal Organisation und Ablauf der Doktoranden-Kolloquien erörtert und dabei auch Schlußfolgerungen aus zurückliegenden Erfahrungen gezogen. Um am Samstagvormittag nicht zu viel Zeit für die Einzelvorstellung der Teilnehmer verwenden zu müssen, die kurz über ihre Arbeit und damit über Quellen- und Methodenprobleme berichten sollen, wird diese "Vorstellung" auf den Freitagabend (11.5.) vorgezogen, der mit einem ersten Plenum um 20.30 Uhr beginnen soll. Der Sonntagvormittag ist in seinem ersten Teil für einige Kurzreferate reserviert. Mit der Verschickung der endgültigen Tagesordnung wird der Schriftführer Mitte April allen Teilnehmern des Kolloquiums, die sich angemeldet haben, ihre Teilnahme bestätigen.

Für nähere Auskünfte steht Dr. Arnulf Kutsch, Institut für Publizistik der Universität Münster (Tel. 0251 834 267) zur Verfügung.

Neue Regionalgruppe München/Salzburg

Die Regionalgruppe München/Salzburg des Studienkreises, die am 4. Januar 1984 in München gegründet wurde, will dazu beitragen, die Kommunikation der Doktoranden im süddeutschen Raum und in Österreich durch häufigere Treffen zu verbessern. Durch den intensiveren Gedankenaustausch - gedacht ist an zwei Treffen je Semester, was zusammen mit Doktoranden-Kolloquium und Jahrestagung sechs Treffen im Jahr ergibt - dürften zum einen die Dissertationsvorhaben befruchtet und die Quellensuche vereinfacht, zum anderen das Spektrum rundfunk- und publizistik-historischen Arbeitens erweitert werden. Entstanden aus der Erfahrung, daß die Zeiträume zwischen den jährlichen Kolloquien sowie zwischen dem Kolloquium im Mai und der Jahrestagung im September sehr lang sind, versteht sich die Regionalgruppe als ein Versuch,

der auch in anderen Regionen zur Nachahmung anregen sollte. Ein intensiverer Gedankenaustausch der (Nachwuchs-) Wissenschaftler kann neben dem individuellen Forschen in Archiven und Studierstübchen der Weiterentwicklung und Verbreitung rundfunkhistorischen Suchens und Wissens nur förderlich sein, auch und vor allem im Vorfeld der Fixierung in schriftlichen Elaboraten.

Unter Beteiligung der Professoren Michael Schmolke und Hans Heinz Fabris fand vom 16. bis 18. März das zweite Treffen der Regionalgruppe München/Salzburg in Salzburg statt. Hier die behandelten Themen:

1. Studienkreis Rundfunk und Geschichte zum Kennenlernen - Spektrum der Dissertationsthemen - Sinn der Regionalgruppe München/Salzburg (Steinmetz)
2. Vorstellung von Forschungsvorhaben bzw. bereits laufenden Projekten:
 - Medienkultur in der zweiten Republik (Fabris)
 - Methoden der Programmgeschichtsforschung: Arbeiten des Deutschen Rundfunkarchivs Frankfurt (Neumann)
 - Diskussion der unterschiedlichen Ansätze: Perspektiven der Rundfunk- und Publizistikgeschichte
3. Fluchtversuche aus einem geschlossenen Mediensystem am Beispiel der Radiorezeption während der Zeit des Nationalsozialismus in Salzburg. Bericht über eine abgeschlossene Dissertation (Amanshauser)
4. Stand der einzelnen Dissertationen (Doktoranden)
5. Stichwort "Oral History": Mode oder Methode? (Steinmetz)
6. Doktoranden-Kolloquium in Grünberg/Hessen 11. - 13. Mai 1984 (Steinmetz)
7. Jahrestagung in Berlin:
Rundfunk in der Nachbarschaft zu Presse und Film.
Historische Bedingungen des Medientransfers,
2. Teil: Das Beispiel Berlin
27. - 29. September 1984 (Steinmetz)

Kontaktadressen für die Regionalgruppe München/Salzburg:

Dr. Rüdiger Steinmetz c/o Hochschule für Fernsehen und Film,
Ohmstraße 11, 8000 München 40

Tel. (dienstl.): 089/2380 4238, (priv.): 089/52 42 25

Dr. des. Wolfgang Amanshauser, Brunnhausgasse 10, A-5020 Salzburg,
Tel.: 0662/41396

SCHWARZES BRETT -----

I.

Heinz-Gert Pridat-Guzatis 75 Jahre

Das Institut für Rundfunkwissenschaft der Universität Freiburg/Br., am 25. Januar 1940 eröffnet, hatte einen im zeitgenössischen Vergleich erstaunlichen hohen Etat. 10.000 RM p.a. stellte das Land Baden vorwiegend für Personalkosten zur Verfügung, die Reichsrundfunkkammer (RRK) (ab 1940/41 das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda) bezuschulte das Institut mit jährlich 35.000 RM, die hauptsächlich für Sachausgaben verwendet wurden. Die Stelle des Institutsleiters Friedrichkarl Roedemeyer indes war als Stiftungsprofessur eingerichtet worden und wurde von der Deutschen Rundfunkarbeitsgemeinschaft (DRAG) finanziert. Ihr Geschäftsführer, Dr. Heinz-Gert Pridat-Guzatis, der zeitweise auch an den Gründungsverhandlungen des rundfunkwissenschaftlichen Instituts beteiligt war, hatte nicht nur Anteil an der Einrichtung dieser einzigen rundfunkwissenschaftlichen Stiftungsprofessur in Deutschland, sondern auch an der Förderung der Freiburger Rundfunkwissenschaft durch die DRAG (u.a. durch die finanzielle Bezuschussung der Publikationsreihe "Schriften des Instituts für Rundfunkwissenschaft") und an ihrer Abdeckung gegen unmittelbare Einflußnahme durch die politische Rundfunkführung. Am 30. Januar dieses Jahres ist er 75 Jahre alt geworden.

Heinz Guzatis (seinen in den dreißiger Jahren geführten Namen Heinz-Gert Pridat-Guzatis bezeichnet er als Schriftstellernamen) wurde in Berlin geboren. In der Reichshauptstadt und in Paris studierte er Rechts-, Staats- und Wirtschaftswissenschaft. 1932 wurde er Referendar beim Kammergericht Berlin, am 12. Dezember 1935 legte er sein juristisches Assessorexamen ab, nachdem er einige Monate zuvor, am 11. Februar 1935, an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität zum Dr. jur. promoviert hatte. In der 1933 eingerichteten Reichsrundfunkkammer arbeitete Pridat-Guzatis seit 1934 unter den Präsidenten (die gleichzeitig auch Leiter der Rundfunkabteilung des Reichspropagandaministeriums waren) Horst Dressler-Andress (1933-1937) und Hans Kriegler (1937-1939) als Sachbearbeiter für Rundfunkrecht und widmete sich insbesondere rechtlichen Problemen des Antennen- resp. des Gemeinschaftsantennen-Empfangs, wozu er bereits 1932 eine einschlägige Abhandlung veröffentlicht hatte. In dieser Funktion als juristischer Sachbearbeiter der RRK übernahm er 1934 zudem die Schriftleitung der Zeitschrift "Archiv für Funkrecht" (ab 1938: "Rundfunkarchiv"), eine nebenberufliche Aufgabe, die er bis zur Einstellung des Periodikums im Jahre 1944 versah.

Nach der Auflösung der RRK im Oktober 1939 wurde einen Monat später in Berlin als Rechtsnachfolgerin der "Arbeitsgemein-

schaft der Reichsrundfunkammer und der Rundfunkwirtschaft" die "Deutsche Rundfunkarbeitsgemeinschaft" gegründet, die wesentliche Aufgaben der RRK übernahm, etwa die "Berufsständische Betreuung und Förderung der Mitglieder der Fachschaft Rundfunk", die "Rundfunkwerbung" (Werbung für den Rundfunk), die "Schaffung von Gemeinschaftsgeräten", die "Betreuung der Rundfunkhörer" sowie die "Schaffung von Richtlinien für Außenluftleiter (Gemeinschaftsantenne)". Zu ihrem Vorsitzenden ernannte Joseph Goebbels den Leiter der Rundfunkabteilung seines Ministeriums, Alfred Ingemar Berndt; zum Geschäftsführer wurde Heinz-Gert Pridat-Guzatis bestellt. In dieser Funktion verfügte Pridat-Guzatis über genügend Spielraum (und Mittel) zur Förderung des Freiburger Instituts für Rundfunkwissenschaft, in dessen Kuratorium die DRAG übrigens auch einen Sitz hatte.

Angesichts seiner Tätigkeiten in der Koordinationsstelle rundfunkpolitischer und rundfunkwirtschaftlicher Interessen im Dritten Reich, der DRAG, verwundert es kaum, daß Pridat-Guzatis 1942 zum Geschäftsführer der seit April 1941 bestehenden, indes recht erfolglosen "Radio-Union" ernannt wurde, ein von Goebbels gegründetes Tarnunternehmen, das für deutsche Wirtschaftswerbung von ausländischen Rundfunkeinrichtungen Sendezeit mieten sollte. Aus dieser Position wurde Pridat-Guzatis 1943 in den Vorstand der im Februar 1941 vom Auswärtigen Amt in Zürich eingerichteten "Schubladengesellschaft" "Interradio GmbH" übernommen, deren Aufgabe nach ihrer Neugründung im Januar 1942 in Errichtung, Erwerb, Miete und Betrieb von Rundfunk- und Fernsehsendern im Ausland bestand. Seinen Vorstandsposten bei dieser Deutschen Auslandsrundfunk-Gesellschaft verlor Pridat-Guzatis allerdings bereits 1944, als er seine Unterschrift unter die Bilanz der Gesellschaft verweigerte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete Pridat-Guzatis als freier Jurist, seit 1961 als Rechtsanwalt in Berlin. Neben dieser Tätigkeit gibt er seit 1950 den Informationsdienst "Fernseh-Funk-Archiv" (seit 1952: "FFA-Korrespondenz"; seit 1956: "allpress") heraus, den er auch selbst verlegt.

Publikationen

Hörerrecht. Das Recht des deutschen Rundfunkhörers, Berlin: Verlag Rothgießer & Diesing 1932.

Berufsständisches Strafrecht, Berlin: R.v. Decker's Verlag, G. Schenck 1935.

Die Gemeinschaftsantenne. Ihre rechtlichen, wirtschaftlichen und technischen Grundlagen, Berlin: R.v. Decker's Verlag, G. Schenck 1939, (gemeinsam mit Hans Bette und Helmut Haertel).

Deutsche Rundfunk-Reform, Karlsruhe: Fernseh-Funk-Verlag 1953.

Arnulf Kutsch

II.

US-Kabel-Katerstimmung I: "Qube" macht die Kanäle dicht

In hellen Scharen pilgerten bundesdeutsche Ministeriale, Medienpolitiker, Fernsehleute und Wissenschaftler - letztere besonders aus der edlen Species der sogenannten "Begleitforscher" - nach Columbus im nordamerikanischen Bundesstaat Ohio zu einem elektronischen Heiligtum, dem seine Hüter, Warner Communications, ein kabbalistisches, gleichwohl werbewirksames Kryptogramm als Name verliehen hatten: "Qube" - ein Zweiweg-Fernsehsystem. Wie es sich für fromme Wallfahrer geziemt, erwarben die Besucher ehrfürchtig möglichst viele der angebotenen Ablässe für ihre medienpolitischen Sünden und lernten in gebotener Demut, je nach ihrem Parteibuch, das Fürchten oder das Frohlocken. Jedenfalls kehrten sie alle mehr oder minder geläutert und im persönlichen Glauben an die Elektronik und ihren Propheten, Herbert Marshall McLuhan, zu ihren Penaten, den heimatlichen Kabelpilotprojekten, zurück; wie zu hören war, haben nicht wenige der Qube-Wallfahrer von einem Nominalprivileg, wie es ähnlich nur Mekka-Pilgern gewährt wird, Gebrauch gemacht und ihrem Namen ein "Q" (sprich: kju) hinzugefügt. Nun wird ihr Nimbus mit dieser Namenszutat gewiß noch stärker werden, denn schon heute flüstert man sich angesichts einer Q-Person ehrfurchtsvoll einander zu: Er/Sie hat noch das alte Qube gesehen! Der "Supermarkt für elektronische Dienstleistungen", wie der Fernsehselbstbedienungsladen bei seiner Gründung 1977 lauthals gepriesen worden war, ist seit Anfang 1984 geschlossen. War was? - So fragen die Warner-Amex-Leute (American Express/Amex, der Kreditkartenspieler, war seit ein paar Jahren mit von der Partie in Columbus), und sie beteuern, lediglich ein Versuchsbetrieb sei eingestellt worden; immerhin, ein hübsches Beispiel für die vielbeschworene "Rückholbarkeit" von Kabelversuchen. Qube war ein Zweiweg-Kabelfernsehsystem auf Abonnementsbasis. Die Teilnehmer konnten sich, von ihrem Fernsehsessel aus und per Fernbedienung, in zahlreiche Programme der Großveranstalter (Ratespiele, Schau-Gespräche, Meinungsumfragen) landesweit selbst einschalten. Zuletzt gab es für 325.000 angeschlossene Haushalte in sechs Städten (Columbus, Cincinnati, Pittsburgh, Dallas, Houston, St. Louis) allabendlich ein 90-Minuten-Gemeinschaftsprogramm zum Mitmachen. Vergangenes Jahr jedoch zeigten zu viele Teilnehmer zu wenig Interesse. 80 Millionen Dollar Verlust 1983 gefielen dem Warner-Amex-Vorstandsvorsitzer Drew Lewis, vormals Verkehrsminister der Regierung Reagan, gar nicht; Qube - und gleich noch ein paar weitere Kabelprogramme in Dallas, Pittsburgh und Milwaukee wurden dicht gemacht. Ehemalige Qube-Abonnenten mögen sich damit trösten, in bestimmten Orten über eines der verbleibenden 121 Warner Amex-Kabelsysteme ein - allerdings lokales - Mitspielprogramm auf ihre Bildschirme zu bekommen.

US-Kabel-Katerstimmung II: Lockerungsübungen der Verteilnetzbetriebe

Während hier die kleinen gelben Postbusse wie Kabelmaulwürfe im sanften politischen Gegenwind durchs Land huschen und die

schaft der Reichsrundfunkkammer und der Rundfunkwirtschaft" die "Deutsche Rundfunkarbeitsgemeinschaft" gegründet, die wesentliche Aufgaben der RRK übernahm, etwa die "Berufsständische Betreuung und Förderung der Mitglieder der Fachschaft Rundfunk", die "Rundfunkwerbung" (Werbung für den Rundfunk), die "Schaffung von Gemeinschaftsgeräten", die "Betreuung der Rundfunzhörer" sowie die "Schaffung von Richtlinien für Außenluftleiter (Gemeinschaftsantenne)". Zu ihrem Vorsitzenden ernannte Joseph Goebbels den Leiter der Rundfunkabteilung seines Ministeriums, Alfred Ingemar Berndt; zum Geschäftsführer wurde Heinz-Gert Pridat-Guzatis bestellt. In dieser Funktion verfügte Pridat-Guzatis über genügend Spielraum (und Mittel) zur Förderung des Freiburger Instituts für Rundfunkwissenschaft, in dessen Kuratorium die DRAG übrigens auch einen Sitz hatte.

Angesichts seiner Tätigkeiten in der Koordinationsstelle rundfunkpolitischer und rundfunkwirtschaftlicher Interessen im Dritten Reich, der DRAG, verwundert es kaum, daß Pridat-Guzatis 1942 zum Geschäftsführer der seit April 1941 bestehenden, indes recht erfolglosen "Radio-Union" ernannt wurde, ein von Goebbels gegründetes Tarnunternehmen, das für deutsche Wirtschaftswerbung von ausländischen Rundfunkeinrichtungen Sendezeit mieten sollte. Aus dieser Position wurde Pridat-Guzatis 1943 in den Vorstand der im Februar 1941 vom Auswärtigen Amt in Zürich eingerichteten "Schubladengesellschaft" "Interradio GmbH" übernommen, deren Aufgabe nach ihrer Neugründung im Januar 1942 in Errichtung, Erwerb, Miete und Betrieb von Rundfunk- und Fernsehsendern im Ausland bestand. Seinen Vorstandsposten bei dieser Deutschen Auslandsrundfunk-Gesellschaft verlor Pridat-Guzatis allerdings bereits 1944, als er seine Unterschrift unter die Bilanz der Gesellschaft verweigerte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete Pridat-Guzatis als freier Jurist, seit 1961 als Rechtsanwalt in Berlin. Neben dieser Tätigkeit gibt er seit 1950 den Informationsdienst "Fernseh-Funk-Archiv" (seit 1952: "FFA-Korrespondenz"; seit 1956: "allpress") heraus, den er auch selbst verlegt.

Publikationen

Hörerrecht. Das Recht des deutschen Rundfunzhörers, Berlin: Verlag Rothgießer & Diesing 1932.

Berufsständisches Strafrecht, Berlin: R.v. Decker's Verlag, G. Schenck 1935.

Die Gemeinschaftsantenne. Ihre rechtlichen, wirtschaftlichen und technischen Grundlagen, Berlin: R.v. Decker's Verlag, G. Schenck 1939, (gemeinsam mit Hans Bette und Helmut Haertel).

Deutsche Rundfunk-Reform, Karlsruhe: Fernseh-Funk-Verlag 1953.

Arnulf Kutsch

II.

US-Kabel-Katerstimmung I: "Qube" macht die Kanäle dicht

In hellen Scharen pilgerten bundesdeutsche Ministeriale, Medienpolitiker, Fernsehleute und Wissenschaftler - letztere besonders aus der edlen Species der sogenannten "Begleitforscher" - nach Columbus im nordamerikanischen Bundesstaat Ohio zu einem elektronischen Heiligtum, dem seine Hüter, Warner Communications, ein kabbalistisches, gleichwohl werbewirksames Kryptogramm als Name verliehen hatten: "Qube" - ein Zweiweg-Fernsehsystem. Wie es sich für fromme Wallfahrer geziemt, erwarben die Besucher ehrfürchtig möglichst viele der angebotenen Ablässe für ihre medienpolitischen Sünden und lernten in gebotener Demut, je nach ihrem Parteibuch, das Fürchten oder das Frohlocken. Jedenfalls kehrten sie alle mehr oder minder geläutert und im persönlichen Glauben an die Elektronik und ihren Propheten, Herbert Marshall McLuhan, zu ihren Penaten, den heimatischen Kabelpilotprojekten, zurück; wie zu hören war, haben nicht wenige der Qube-Wallfahrer von einem Nominalprivileg, wie es ähnlich nur Mekka-Pilgern gewährt wird, Gebrauch gemacht und ihrem Namen ein "Q" (sprich: kju) hinzugefügt. Nun wird ihr Nimbus mit dieser Namenszutat gewiß noch stärker werden, denn schon heute flüstert man sich angesichts einer Q-Person ehrfurchtsvoll einander zu: Er/Sie hat noch das alte Qube gesehen! Der "Supermarkt für elektronische Dienstleistungen", wie der Fernsehselbstbedienungsladen bei seiner Gründung 1977 lauthals gepriesen worden war, ist seit Anfang 1984 geschlossen. War was? - So fragen die Warner-Amex-Leute (American Express/Amex, der Kreditkartenspieler, war seit ein paar Jahren mit von der Partie in Columbus), und sie beteuern, lediglich ein Versuchsbetrieb sei eingestellt worden; immerhin, ein hübsches Beispiel für die vielbeschworene "Rückholbarkeit" von Kabelversuchen. Qube war ein Zweiweg-Kabelfernsehsystem auf Abonnementsbasis. Die Teilnehmer konnten sich, von ihrem Fernsehsessel aus und per Fernbedienung, in zahlreiche Programme der Großveranstalter (Ratespiele, Schau-Gespräche, Meinungsumfragen) landesweit selbst einschalten. Zuletzt gab es für 325.000 angeschlossene Haushalte in sechs Städten (Columbus, Cincinnati, Pittsburgh, Dallas, Houston, St. Louis) allabendlich ein 90-Minuten-Gemeinschaftsprogramm zum Mitmachen. Vergangenes Jahr jedoch zeigten zu viele Teilnehmer zu wenig Interesse. 80 Millionen Dollar Verlust 1983 gefielen dem Warner-Amex-Vorstandsvorsitzer Drew Lewis, vormals Verkehrsminister der Regierung Reagan, gar nicht; Qube - und gleich noch ein paar weitere Kabelprogramme in Dallas, Pittsburgh und Milwaukee wurden dicht gemacht. Ehemalige Qube-Abonnenten mögen sich damit trösten, in bestimmten Orten über eines der verbleibenden 121 Warner Amex-Kabelsysteme ein - allerdings lokales - Mitspielprogramm auf ihre Bildschirme zu bekommen.

US-Kabel-Katerstimmung II: Lockerungsübungen der Verteilnetzbetriebe

Während hier die kleinen gelben Postbusse wie Kabelmaulwürfe im sanften politischen Gegenwind durchs Land huschen und die

Anstalt für Kabelkommunikation sich mit Pioniergeist schwertut (keiner hofft noch auf die Ansage: "Achtung, Achtung! Hier ist die deutsche AKK auf Welle...!"), kommt das Kabelfernsehen in den Vereinigten Staaten aus den Programmeinstellungen, Marktarrondierungen, Fusionen und den schlichten Pleiten nicht heraus. CBS-Cable machte schon im September 1982 seinen Kulturkanal zu; sein zu kostbares Leben währte 13 Monate. RCA und die Rockefeller Inc. schlossen ihren Unterhaltungskanal im vorigen Jahr nach nur 9 Monaten Fröhlichkeit. Ebenfalls 1983 verkauften ABC und Westinghouse ihren gemeinsam betriebenen aktuellen Kanal für 25 Millionen Dollar an den größten Anbieter dieser Programmattung im Kabelfernsehen, an Ted Turner mit seinem Cable News Network (CNN). Den größten Programmanbieter für Unterhaltung im Kabelfernsehen, Home Box Office (HBO), Tochter des Multimediärs Time, Inc., hofften die beiden Unterhaltungsanbieter Showtime und Movie Channel nur dadurch abschrecken zu können, daß sie im vorigen September ihre Brocken zusammengeworfen haben. Ein schon epidemisches Kostenbewußtsein hat die Kabel-TV-Branche in den USA gepackt. - Mr. Black-Penny beware! (deutsch etwa: Je länger deine Kabel, desto teurer unser Fernsehen!).

WBL

III.

50 Jahre Magnettonband

Auf der 13. Jahrestagung des Studienkreises im Oktober 1982 in Münster/Westf. hat Karl Tetzner über die Entwicklung der Ton- und Bildaufzeichnung referiert. Zu Beginn des Jahres 1984 erinnerte die Firma BASF, bei der ein wesentlicher Teil der Entwicklungsarbeit für das Magnettonverfahren geleistet worden ist, in Pressekonferenzen und mit einer kleinen Ausstellung daran, daß das erste taugliche Magnettonverfahren vor genau fünfzig Jahren in Ludwigshafen a. Rh. produziert wurde. Das Tetzner-Referat erfährt dadurch Ergänzung wie Abrundung.

1932 hatten die Firmen AEG und I.G. Farben/BASF die gemeinsame Entwicklung eines praktikablen Magnettonverfahrens beschlossen. Und bereits zur Funkausstellung 1934 in Berlin sollte das Tonaufzeichnungs- und Abspielgerät der Öffentlichkeit vorgestellt werden. AEG hatte das Gerät, BASF den Tonträger in Form einer Kunststoff-Folie (Azetylzellulose) entwickelt. Im August 1934 lieferte BASF die ersten 50 000 Meter Tonband, aber bei der AEG gab es Schwierigkeiten mit dem Gerät. Die Premiere mußte deshalb um ein Jahr verschoben werden. In dieser Zeit kam man auch überein, den vorgesehenen Gerätenamen "Ferrotone" in Magnetophon umzuändern. Entsprechend wurde das BASF-Band "Magnetophonband" genannt.

Die ersten Tonbänder sahen noch grau aus und waren mit feinem

Eisenpulver beschichtet. 1935 entdeckte man dann, daß sich magnetisierbares schwarzes Eisenoxid, noch besser das braune Gamma-Eisenoxid, für die Magnetschicht besonders eigneten. Die magnetischen Teilchen dieses Oxids wurden in ganz dünner Schicht gleichmäßig auf einen Grundfilm aus Acetylzellulose aufgetragen. Die breite Folie schnitt man in 6,5 mm breite und 1000 m lange Bänder und spulte sie auf Metallkerne. Die Bandgeschwindigkeit betrug 1 cm/sec, so daß ein volles Band eine Laufzeit von knapp 17 Minuten hatte. Die Tonqualität entsprach etwa derjenigen einer mittleren Schallplatte jener Zeit, und am 19. November 1936 wurde im Feierabendhaus der IG Farben in Ludwigshafen das erste Orchesterkonzert aufgezeichnet. Es spielte das Londoner Philharmonische Orchester unter Leitung von Sir Thomas Beecham. Von diesem Konzertmitschnitt ist die Aufnahme der Mozart-Symphonie Nr. 39 in Es-Dur erhalten. Es ist die älteste erhaltene Tonbandaufzeichnung überhaupt.

Abnehmer der ersten Magnetophone und Magnetophonbänder waren die Rundfunkanstalten. Die Vorzüge des neuen Aufzeichnungsverfahrens lagen auf der Hand: leichte Schnittmöglichkeit, Tonkontrolle schon während der Aufnahme, Unempfindlichkeit gegen Erschütterung, längere Speicherzeit gegenüber den bisher verwendeten Wachschnitten auf Platten sowie unbegrenzte Wiederverwendbarkeit. Die Tonqualität entsprach allerdings immer noch nicht professionellen Ansprüchen. Die Tonfrequenz betrug 50 bis 5 000 Hz, was etwa dem damaligen Mittelwellensender-Standard entsprach. Deshalb wurde auch in den Labors der RRG weiter experimentiert.

Der entscheidende Durchbruch zur Qualitätsverbesserung gelang, vom Zufall begünstigt, Dr. H. J. v. Braunmühl und Dipl.-Ing. W. Weber 1940 im Forschungslabor der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft in Berlin. Statt des vorher üblichen Gleichstroms wurde das Band fortan mit einem sinusförmigen Strom hoher Frequenz vormagnetisiert. Durch das Hochfrequenz-Vormagnetisierungsverfahren entfiel störendes Rauschen, wurde die Wiedergabequalität vielfach verbessert. Anfang Juni 1941 wurde ein solches Hochfrequenzgerät in Berlin einem Kreis geladener Gäste vorgeführt. Auch die dabei vorgespielten Aufnahmen sind erhalten. Heinrich George sprach die "Anekdote aus dem letzten preußischen Krieg" von Heinrich von Kleist, Erna Sack sang zwei Lieder mit Klavierbegleitung. Die Aufnahmen bewiesen, daß nun bei ausgezeichneter Dynamik das gesamte Frequenzband und der ganz natürliche Tonumfang von Sprache und Musik mit dem Magnettonverfahren beherrscht werden konnten. Mit einem Schlage stand das Verfahren an der Spitze aller Schallplattenaufzeichnungstechniken.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, etwa von 1948 an, begann dann weltweit die Entwicklung kleiner Magnetongeräte, auch in den USA, wo man bis 1945 das Magnettonband nicht gekannt hatte. Jetzt profizierten nicht mehr nur die Rundfunktechniker vom Verfahren der magnetischen Schallaufzeichnung, sondern auch ein wachsender Kreis von Tonbandamateuren. Das Tonband wurde auf vielfältige Weise den neuen Anforderungen angepaßt, die der Amateur und sein Heimtongerät stellten.

Das erste Heimtonband "LGH" des Jahres 1950 wurde mit 19 cm/sec Geschwindigkeit und Halbspur gefahren. Zur Halbspur kam 1959

die Vierspurtechnik, zum Monobetrieb die Stereoaufnahme. Die Geschwindigkeit wurde weiter reduziert, und es kamen besonders rauscharme und hoch aussteuerbare Bänder heraus. Am Prinzip des Magnettonbandes hat sich bei alledem nichts Wesentliches geändert. Das Tonband ist nach wie vor ein Kunststoff-Streifen mit einer magnetisierbaren Beschichtung. Für die Trägerfolie wird jetzt vornehmlich Polyester, als Magnetpigment werden Eisenoxid und im Audio-/Videobereich auch Chromdioxid verwendet. Die einzelnen Oxidteilchen haben nadelförmige Struktur und sind je nach Oxidart 0,3 bis 1,0 (gleich ein tausendstel Millimeter) lang. Der Durchmesser ist kleiner als 0,1.

Heute reicht der Begriff "Tonband" nicht mehr aus, um die vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten zu umschreiben. Zum Tonband kam das Videoband für Bildaufzeichnung, kamen Bänder für den Einsatz in Computern, zum Steuern von Maschinenanlagen und vieles andere mehr. Ein Ende der Diversifikation in der Anwendung ist nicht abzusehen. Auf dem Sektor Audio/Video allein ist die Vielfalt so groß, daß das Angebot an unterschiedlichen Tonbändern, Compact-Cassetten, Videocassetten und professionellen Bändern für Hörfunk und Fernsehen kaum mehr zu überschauen ist.

Bei der BASF, die weltweit etwa 10 % Marktanteil auf diesem Gebiet hält, ist das Heimtonband heute das wichtigste Produkt in der Angebotspalette von Audio-/Videobändern. Mit den Cassetten für den privaten Gebrauch wird dabei ein weitaus größerer Umsatz erzielt als mit professionellen Bändern für den Rundfunk. Dabei waren 1983 die Video-Umsätze erstmals größer als im Audiobereich, der 1982 noch mit 60 : 40 vorn gelegen hatte.

Der Audiomarkt ist - zumindest in Europa - nach allgemeiner Einschätzung inzwischen ziemlich gesättigt, so daß hohe Wachstumsraten ausschließlich im Videobereich zu erwarten sind. Dabei werden der 8-mm-Videocassette in Ludwigshafen keine großen Chancen eingeräumt. Hier setzt man vielmehr auf die Metall-Dünnschicht-Technik, d.h. auf Beschichtung der Kunststoff-Folie mit verdampfendem Metall: eine Technik, die auch für die Nutzung im Rundfunk interessant sein dürfte.

Werner Schwipps

IV.

Robert Lucas (Ehrenzweig) 1904-1984

Der Reichspropagandaminister mochte offenbar die Charakterserien überhaupt nicht, die seit Ende 1940 mit ihren ironisch-karikierenden Persiflagen auf den Kriegsalltag der "einfachen Deutschen" in der Heimat und an der Front allwöchentlich vom

German-Service der BBC als subtil-psychologischer Beitrag zum britisch-deutschen Ätherkrieg in Richtung Großdeutsches Reich ausgestrahlt wurden. Jedenfalls vermied Joseph Goebbels es offenbar, in seinen Ministerkonferenzen oder gar vor der Presse auch nur die Namen dieser Hörfolgen zu erwähnen. Gleichwohl dürften die Sendungen der britischen Rundfunkpropaganda das Nervenkostüm des Ministers nicht wenig gekitzelt haben. Immerhin könnte so seine mokant-knappe Empfehlung auf der Ministerkonferenz am 3. Mai 1941 zu verstehen sein: "Die eine oder andere Zeitung möge sich einmal mit den geradez blöden Witzen des Londoner Rundfunks beschäftigen." 1) Vielleicht meinte er damit tatsächlich die BBC-Folgen "Frau Wernicke" und "Kurt und Willi". Möglicherweise zielte sein Mißmut indes besonders auf die Folgen der - fiktiven - Briefe des "Gefreiten (Adolf) Hirnschal" an seine Frau in Zwieselndorf, die bis zum vernichtenden Ende des Ministers aus London gesendet wurden; der letzte Brief des Gefreiten Hirnschal datiert vom 1. Mai 1945, dem Tag von Goebbels' Selbstmord. Der Autor dieser Briefe, Robert Lucas, ist am 19. Januar 1984, nur wenige Wochen vor seinem 80. Geburtstag, in London gestorben.

Die Hauptfigur seiner Briefe, der nach dem literarischen Vorbild des Soldaten Schweyck konzipierte Gefreite Adolf Hirnschal, zeigte mit seinem "unnachahmlichen Gemisch von Schlaueit, gesundem Menschenverstand und köstlichem Humor ... indirekt die Lächerlichkeit der ganzen Prahlereien, hochtrabenden Phrasen und Versprechungen offizieller deutscher Propaganda viel wirksamer auf, als es durch ein Gegenargument" geschehen konnte, meint Ernest K. Bramsted in seiner Goebbels-Monographie, und er gelangt an gleicher Stelle zu der Überzeugung, Robert Lucas habe "die Kunst der Persiflage und der Bloßstellung durch Kontrastierung in erstaunlichem Maße" beherrscht 2). Auf der anderen Seite des Kanals, in Deutschland, aber auch in den von deutschen Truppen besetzten Gebieten, hatte Hirnschal, dessen Briefe im BBC-Programm von dem österreichischen Schauspieler Fritz Schrecker gelesen wurden, einen wahrscheinlich beachtlichen Kreis von - selbstverständlich - illegalen Hörern. Im Untergrund des besetzten Amsterdam spielte eine Marionetten-Bühne, die immerhin ein Stück über Hirnschal aufführte 3). Als Lucas nach dem Zweiten Weltkrieg eine Auswahl

1) Willi A. Boelcke (Hrsg.): Kriegspropaganda 1939-1941. Geheime Ministerkonferenzen im Reichspropagandaministerium, Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1966, S. 717.

2) Ernest K. Bramsted: Goebbels und die nationalsozialistische Propaganda 1925-1945, Frankfurt/Main, Verlag S. Fischer 1961, S. 402; zur Typologie der genannten BBC-Programme vgl.: Bernhard Wittek: Die offizielle britische Rundfunkpropaganda gegen Deutschland während des 2. Weltkrieges, Münster/Westf.: Fahle 1960.

3) Vgl. Friedrich Scheu: Humor als Waffe. Politisches Kabarett in der Ersten Republik, Wien/München/Zürich: Europaverlag 1977, S. 2983; s.a.: Heinz Greul: Bretter, die die Zeit bedeuten. Die Kulturgeschichte des Kabarettts, Köln 1967, S. 361.

seiner Briefe als Buch publizierte, schrieb Hugh Carleton Greene im Vorwort, Hunderte von Hörern hätten der BBC über Hirnschal geschrieben 4). Asa Briggs schließlich weiß im dritten Band seiner Geschichte des britischen Rundfunks zu berichten: "The programme is said to have been one of the war-time favourites of Dr. Adenauer", und er fügt hinzu: "When also after the war the distinguished German film producer Wolfgang Staudte produced a film on life in war-time Germany he had a scene showing a typical German family listening to Hirnschal on the BBC" 5), womit Briggs vermutlich den Staudte-Film "Rotation" meinte.

Der Österreicher Robert Ehrenzweig, am 8. Mai 1904 in Wien geboren, studierte an der Wiener Technischen Universität und an der Universität Wien Chemie und Physik, promovierte 1927 und begann als Chemiker zu arbeiten. Bereits während seines Studiums war er in Kontakt zu dem sozialistischen "Politischen Kabarett" in Wien gekommen, in dessen Keimzelle, der "Freien Vereinigung sozialistischer Mittelschüler", einige Jahre zuvor zwei Studenten eine zentrale Rolle als politisch-intellektuelle Inspiratoren gespielt hatten: Ludwig Wagner, der dann auch Texte für das "Politische Kabarett" schrieb, sowie dessen Freund Paul Felix Lazarsfeld, Jahre später einer der führenden Köpfe der US-amerikanischen Kommunikationsforschung, namentlich der Rundfunkforschung 6). Ehrenzweig, der sich seit 1928 mit literarischen und journalistischen Arbeiten hervorgetan hatte, intensivierte seine Verbindung zum "Politischen Kabarett", für das sein Bruder, der Textilzeichner Ossi Ehrenzweig, die Dekorationen machte. Schon 1928 gehörte Robert Ehrenzweig dem Autoren-Team und der Leitung des Wiener Kabarett an. Für das achte Programm, das das "Politische Kabarett" erstmals am 8. Februar 1930 aufführte, kreierte er die Figur Hirnschal. Sie stand in diesem Programm noch für den "ewigen - österreichischen - Spießer" 7). Um diese Zeit kehrte Ehrenzweig, seit 1929 Mitglied der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs, seiner naturwissenschaftlichen Berufstätigkeit endgültig den Rücken und trat in die Redaktion des 1927 gegründeten "Kleinen Blattes" (Wien) ein, des - im Vergleich zur Wiener "Arbeiter Zeitung" - kleineren Organs der Österreichischen Sozialdemokratie, für das er bis 1934 arbeitete. Als

4) Vgl. Robert Lucas: Teure Amalia. Vielgeliebtes Weib! Die Briefe des Gefreiten Adolf Hirnschal an seine Frau in Zwieselsdorf. Wien/Zürich/New York: Europaverlag 1945.

5) Asa Briggs: The War of Words. London: Oxford University Press 1970, S. 432.

6) Vgl. Winfried B. Lerg: Paul Felix Lazarsfeld und die Kommunikationsforschung. Ein bio-bibliographisches Epitaph, in: Publizistik 22. Jg. (1977), Nr. 1, S. 72-88; Winfried B. Lerg: Paul Felix Lazarsfeld 1901-1976, in: MITTEILUNGEN StRuG 2. Jg. (1976), Nr. 4, S. 22-24.

7) Vgl. Friedrich Scheu: Humor als Waffe. a.a.O., S. 184 ff.; Das Programm hatte den Titel "Hirnschal macht Weltgeschichte"; auf Befragen von Friedrich Scheu, woher der Name 'Hirnschal' stamme, teilte Robert Lucas mit, er habe in der Volksschule einen Mitschüler gehabt, der Hirnschal hieß, "doch sei dieser kein besonderer Spießer gewesen", ebenda, S. 194.

Eigentümer, Verleger und verantwortlicher Redakteur gab Ehrenzweig zudem für das "Politische Kabarett" eine eigene Zeitschrift, die "Politische Bühne", mit Texten und Berichten über die Tätigkeit des Kabarettts heraus, deren erste Nummer - noch in hektographierter Form - im Februar 1932 in Wien erschien. Die zwölfte - und letzte - Nummer der "Politischen Bühne" kam im Dezember 1933 heraus 8). Nur wenige Monate später emigrierte Ehrenzweig aus Protest gegen den faschistischen Putsch gegen die Regierung Dollfuß nach London, von wo aus er bis zum sogenannten Anschluß Österreichs als Korrespondent für die "Neue Freie Presse" (Wien) und den "Glasgow Herald" berichtete.

Seit dem Beginn ihrer deutschsprachigen Propagandasendungen gehörte Ehrenzweig, der nun das Pseudonym Robert Lucas verwendete, zu den Mitarbeitern des deutschsprachigen Programms der BBC. Nach der Niederwerfung des Hitler-Regimes und nach Beendigung des Hirnschal-Programms arbeitete Lucas bis 1967 als Redakteur und Chief-Scriptwriter beim German-Service der BBC. Er blieb dort auch in gewisser Hinsicht seinem ehemaligen Genre treu und verfaßte unter dem Titel "Der verwunderte Zeitungsleser" abermals eine ironisierende, persiflierende Hörfolge für Deutsche - diesmal (beginnend im April 1949) für die Deutschen in der DDR. Seit 1967 berichtete er wieder als freier Mitarbeiter und Korrespondent aus England für verschiedene deutschsprachige Rundfunkgesellschaften und Zeitschriften, u.a. bis 1974 für die Hamburger Wochenzeitung "Die Zeit". Zwei Jahre zuvor, 1972, war in Deutschland seine Monographie über Frieda von Richthofen, der Gattin des englischen Schriftstellers David Herbert Lawrence, erschienen, für welche Lucas 1973 der Schlegel-Tieck-Preis zuerkannt wurde.

Arnulf Kutsch

8) Vgl. ebenda, S. 274-277, wo sich nach meiner Kenntnis der einzige, ausführlichere Hinweis auf diese offenbar sehr seltene Zeitschrift befindet.

V.

Aus: FUNK-Korrespondenz Nr. 10 / 9. März 1984

Ansichten & Sachen

Wann hat das Fernsehen Geburtstag?

Das im Dezember 1983 im Rowohlt Taschenbuch Verlag erschienene Buch von Claus Eurich und Gerd Würzberg „30 Jahre Fernseh Alltag. Wie das Fernsehen unser Leben verändert“ bietet verschiedene Fernsehgeburtstage zur Auswahl an, von denen nur ein einziger so ungefähr stimmt, obwohl es kein genaues Datum nennt. Wurde das Fernsehen Ende des Jahres 1983 dreißig Jahre alt, wie es auf Seite 2 in einer Art Vorspann heißt, den in der Regel ein Lektor verfaßt? Ist also der Sendebeginn auf das Jahr 1953 zu datieren oder auf das Jahr 1952, wie die Autoren auf Seite 8 selbst meinen? Warum aber haben sie dann, wie auf Seite 9 nachzulesen ist, den Veröffentlichungstermin für eine Geschichte des Fernseh-Alltags auf den „Winter 1983, also kurz vor dem dreißigsten ARD-Geburtstag“ terminiert?

Wo haben Lektorat und die Verfasser wohl ihre Daten her? Aus der von Hans Bausch herausgegebenen und im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienenen fünfbändige Geschichte des „Rundfunks in Deutschland“ wohl nicht, obwohl diese Buchreihe auf Seite 7 ausdrücklich erwähnt wird. Hier aber hätten sie die korrekten Daten zur Fernsehgeschichte finden könnten: den 22. März 1935 als Beginn des Vorkriegsfernsehens in Berlin (Rundfunk in Deutschland, Bd. 2, S. 185), den 25. Dezember 1952 als Beginn des Nachkriegsfernsehens beim damaligen Nordwestdeutschen Rundfunk in Hamburg (Rundfunk in Deutschland, Bd. 3, S. 273) und den 1. November 1954 als Beginn des ARD-„Gemeinschaftsprogramms Deutsches Fernsehen“ (Rundfunk in Deutschland, Bd. 3, S. 277 ff.). Und was die ARD angeht, so wurde sie nicht erst 1953 und auch nicht in direktem Zusammenhang mit dem Fernsehprogramm gegründet, sondern bereits am 9. Juni 1950 (Rundfunk in Deutschland, Bd. 3, S. 257 ff.). 1983 gab es also überhaupt keinen Geburtstag zu feiern, weder den 30. des Fernsehprogramms noch den 30. der ARD!

Eurichs und Würzbergs Datensalat aber hat einen Rezensenten ihres Buches derart verwirrt, daß er seine Mitte Februar 1984 veröffentlichte Besprechung im „Parlament“ (Jg. 34, 1984, Nr. 7, S. 19) mit den Worten beginnt: „In diesen Tagen vor dreißig Jahren wurde die Arbeitsgemeinschaft der Rundfunkanstalten Deutschlands (ARD) gegründet. Damit begann in der Bundesrepublik die regelmäßige Ausstrahlung von Fernsehprogrammen“. Zu welchem anderen Schluß sollte er auch kommen, wenn er die in diesem Buch angeführten (Geburts-)Daten für bare Münze nimmt, ansonsten aber selbst bar jedes Einblicks in die Fernsehgeschichte zu sein scheint!

9.3.84—di/FK

Jürgen Hanefeld
"DER DEUTSCHE RUNDFUNK"
Prototyp und Marktführer der Weimarer Programmpresse

Der Beitrag von Jürgen Hanefeld stützt sich im wesentlichen auf eine Magister-Arbeit über die Literatur im Spiegel der Zeitschrift "Der deutsche Rundfunk", die der Autor vor einigen Monaten abgeschlossen hat. Hanefeld arbeitet gegenwärtig am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Göttingen an einer Dissertation über die Rundfunkprogrammpresse der Weimarer Republik. Für sein Arbeitsprojekt wird der Autor neben gedruckten auch ungedruckte Quellen (Archivalien) auswerten, was er für diesen Beitrag noch nicht geleistet hat.

"In keinem anderen rundfunktreibenden Land der Welt ist eine Rundfunkpresse in diesem Ausmaße entstanden, und nur in Deutschland hat sich eine eigene Art Rundfunkjournalismus entwickelt." 1)

Diese Feststellung trifft der Chefredakteur der ältesten deutschen Programmzeitschrift, Hans Siebert von Heister, in einem Beitrag zum "Funktalmanach 1928", in dem er die "Bedeutung der Rundfunkpresse für den deutschen Rundfunk" würdigt. Wie von einem Vorstandsmitglied des "Verbandes Deutscher Rundfunkkritiker" kaum anders zu erwarten, mißt Heister der Rundfunkpresse eine außerordentlich hohe Bedeutung zu. Des "pro domo"-Sprechens weniger verdächtig scheint das Urteil Friedemann Enkes, der die Weimarer Programmpresse in einem Aufsatz von 1950 als "dritte(n) ebenbürtige(n) Partner im gemeinsamen Bemühen um die Gestaltung des Programms" zwischen Sender und Hörer einordnet 2).

Die in beiden Stellungnahmen enthaltenen Behauptungen sind indes einer wissenschaftlichen Überprüfung noch weitgehend unzugänglich, weil die wichtigste Voraussetzung hierfür, die Beschreibung und Erforschung dieser mit dem Rundfunk entstandenen Zeitschriftengattung in ihrer Frühphase, bislang nicht in ausreichendem Maße geschaffen worden ist. In den zwanziger und dreißiger Jahren findet sich zwar eine Reihe verstreuter Aufsätze 3), Bibliographien und Statistiken 4), die aber

1) Hans S. v. Heister; Die Bedeutung der Rundfunkpresse für den deutschen Rundfunk, in: Funktalmanach 1928, S. 83-88, hier S. 84.

2) Friedemann Enke: Programmzeitschriften, in: Rufer und Hörer, 5. Jg. 1950/51, S. 556-562, hier S. 557.

3) Vgl. u.a. Fritz Ernst Bettauer: Die Rundfunkpresse und ihre Aufgaben, in: Schlesische Funkstunde, 4. Jg. (1927), Nr. 12, S. 1 f. - Fritz Degen: Sinn der Programmzeitung, in: Norag-Magazin, Hamburg 1929, S. 94 f. - Wilhelm Grunicke: Über Aufgaben und Inhalt der Rundfunkzeitschriften, in: Deutsche Presse Jg. 1926, H. 14, Seite 1 f. - Richard Kolb: Der Weg der Rundfunkzeitschriften, in: Rufer und Hörer, 2. Jg. (1932/33), H. 6, S. 256-259 - Ulrich Lademann: Die Funkpresse, in: Rund-

- ebenso wie die entsprechenden Aktenbestände - noch immer einer gründlichen und systematischen Auswertung harren. Denn nach 1945 geriet die Weimarer Programmpresse offenbar fast vollständig aus dem Blickwinkel wissenschaftlichen Interesses, so daß die heute wohl detaillierteste und aktuellste Gesamtdarstellung dieses Komplexes inklusive Illustrationen keine 19 Taschenbuchseiten füllt 5).

Für eine gründliche Aufarbeitung dieser Forschungslücke sprechen verschiedene Gründe. Den (freilich nicht sehr zuverlässigen) zeitgenössischen Statistiken zufolge erschienen von 1927 an in Deutschland gut 50 selbständige Rundfunkzeitschriften, die ihre Gesamtauflage von 1 Mio (1927) über 2,5 Mio (1930) auf 4 Mio (1933) steigern konnten 6). Demnach entfielen auf 100 gemeldete Rundfunkteilnehmer 1927 etwa 60, 1930 knapp 80 und 1933 rund 90 Funkzeitschriften 7). Dies rechtfertigt die Annahme, daß die Weimarer Rundfunkpresse tatsächlich einen "weitgehenden Einfluß in der großen deutschen Rundfunkgemeinde und bei den Rundfunkgesellschaften" hatte 8), einen Einfluß, dessen Untersuchung neue Aspekte zur Rundfunkgeschichte beitragen könnte. Zum zweiten wurde die Rundfunkpresse seit jeher zur Rekonstruktion und Analyse der Programme des Weimarer Rundfunks herangezogen 9). Um den Wert dieser Quellen beurteilen zu können, bedarf es jedoch genauerer Kenntnisse. Angesichts des Niveaus der modernen Programmpresse wird in jüngster Zeit verstärkt die Gründung alternativer Rundfunkzeitschriften gefordert und dabei auch auf die Qualität der Vorgänger in den zwanziger Jahren verwiesen 10). Sollten diese in irgendeiner Form Vorbildcharakter erhalten, so müßten sie - und insbesondere ihr bereits frühzeitig zu beobachtender Wandel zur Illustrierten - genauer untersucht werden.

3) Funk-Jahrbuch 1929, S. 392 ff. - Hermann Thurn: Wesen und Bedeutung der Funkfachpresse, in: Funk, Jg. 1930, H. 13, S. 54 f. - Hans Traub: Funk- und Rundfunk-Zeitschriften, in: Die Reklame, Jg. 1932, H. 15, S. 526-530.

4) Außer den einschlägigen Adreßbüchern und allgemeinen Bibliographien sind hier vor allem die Arbeiten von Hans Praesent (Literarisches Zentralblatt für Deutschland, Jg. 1924, Nr. 5, Sp. 401-406; Das deutsche Buch, Jg. 1924, Nr. 5-6, S. 267-275; Anhänge zur Bibliographie des Funkrechts, Leipzig 1926 und 1929) und die Zeitschriftenverzeichnisse der Bibliographie Deutsches Rundfunkschrifttum, Berlin 1930 ff, zu erwähnen. Auflagenstatistiken finden sich u.a. in Zeitungswissenschaft Jg. 9 (1934), S. 62-65 und Jg. 12 (1937), S. 473 f.

5) Vgl. Winfried B. Lerg: Rundfunkpolitik in der Weimarer Republik, München 1980, S. 204-222.

6) Vgl. Kurt Vaessen: Die Entwicklung der deutschen Rundfunkpresse, in: Zeitungswissenschaft Jg. 12 (1937), S. 473 f.

7) Vgl. Vaessen, a.a.O., S. 263 f.

8) So Hans Bredow über den "Deutschen Rundfunk" in einem Aufsatz zu dessen fünfjährigem Jubiläum in: "Der Deutsche Rundfunk" 1928, H. 42, S. 2817. Künftig wird aus der Zeitschrift wie folgt zitiert: DR 1928/42/2817.

9) So ging schon Kurt Pinthus in seinem Rückblick auf "Drei Jahre Berliner Rundfunkdarbietungen" (Berlin 1927) vor. Ebenso beispielsweise Heinz Pohle (Der Rundfunk als Instrument der Politik, Hamburg 1955), Sabine Schiller/Arnulf Kutsch (Literatur im Rundfunkprogramm, in: Lerg/Steininger: Rundfunk und Politik 1923-1933, Berlin 1975, S. 87-118) und Elmar Lindemann (Literatur und Rundfunk in Berlin 1923-1932, Diss. Göttingen 1980).

Die folgende Darstellung soll ein erster Ansatz dazu sein. Er beschränkt sich auf das erste Jahrzehnt der frühesten deutschen Programmzeitschrift "Der Deutsche Rundfunk" 11), die 1933 mit einer Auflage von 350 000 Stück den Markt anführte. Für den Überblick über die Strukturentwicklung wurden die Hefnummern 1, 14, 27 und 40 der Jahrgänge 2 (1924) bis 9 (1931) erfaßt 12) sowie jeweils sämtliche Leitartikel der Jahrgänge 3, 6 und 9 fünf Inhaltskategorien zugeordnet. Die im zweiten Teil beabsichtigte Einordnung der Zeitschrift in den rundfunkgeschichtlichen Kontext fußt auf intensiver Lektüre jener Beiträge, die vom Chefredakteur oder anderen ständigen Mitarbeitern verfaßt wurden. Auch hier mußte aus arbeitsökonomischen Gründen eine Beschränkung erfolgen. Als Themenschwerpunkte wurden die jeweiligen Stellungnahmen zur Programmaktualisierung, zur Rundfunkzensur und zur Verstaatlichung des Rundfunks ausgewählt.

Das Gründungsjahr

In der Überzeugung, daß die ersten Schritte des "Unterhaltungsrundfunks" publizistisch vorbereitet und flankiert werden müßten, regte die Post den Berliner Verlag Rothgießer und Diesing zur Gründung der Zeitschrift an. Da die bereits bestehende, von der Geräteindustrie oder den Funkvereinen herausgegebene funktechnische Fachpresse aus politischen Gründen auf das tiefste Mißtrauen der Reichspost stieß, sollte mit "Der Deutsche Rundfunk" (DR) ein populäres Blatt entstehen, das vorbehaltlos für die von Bredow angestrebte Rundfunkorganisation werben würde. Andererseits waren weder die erste Programmgesellschaft "Deutsche Stunde" noch die Reichspost willens oder in der Lage, das Projekt finanziell abzusichern 13). Deshalb wurde der DR bereits im Entwurf für den ersten Konzessionierungsvertrag der Programmgesellschaften privilegiert. Die geplanten "Vortragsfolgen" durften an keiner Stelle früher als im DR veröffentlicht werden 14). Freilich nahm Bredow zu diesem Zeitpunkt noch an, der DR werde ohnehin die einzige deutsche Programmzeitschrift bleiben 15).

Mit dem Untertitel

RUNDSCHAU UND PROGRAMM FÜR ALLE FUNK-TEILNEHMER
Zeitschrift der am deutschen Rundfunk beteiligten Kreise

erschien der DR erstmals am 14. Oktober 1923, also zwei Wochen vor Aufnahme des regelmäßigen Sendebetriebs. Aufmacher war das vielzitierte Geleitwort Hans Bredows, der bis einschließlich 1928 jeweils das erste Heft eines Jahrgangs eröffnete.

10) Vgl. u.a. Herbert Hoven: Programmzeitschriften - warum sie so sein müssen, wie sie sind. Beilage zur Funk-Korrespondenz, Jg. 31, Nr. 31 vom 3.8.1983.

11) Künftig abgekürzt: DR.

12) Aus den Jahrgängen 10 und 11 lagen mir keine vollständigen Ausgaben vor.

13) Vgl. Hans Bredow: Fünf Jahre "Der Deutsche Rundfunk", in: DR 1928/42/2817.

14) Der Konzessionierungsvertrag ist abgedruckt bei Winfried B. Lerg: Die Entstehung des Rundfunks in Deutschland. Frankfurt 2/1970, S. 152-154.

15) Vgl. Hans Bredow: Fünf Jahre..., a.a.O.

Die Zeitschrift erschien zunächst vierzehntägig sonntags zum Preis von 25 Pfennig, der allerdings - wie die erste Rundfunkgebühr - mit einer inflationsbedingten Schlüsselzahl multipliziert werden mußte. In den sechs Heften des Jahres 1923 überwiegen Beiträge zur Rundfunktechnik und zu rechtlichen und organisatorischen Fragen. Darüber hinaus bringt bereits das erste Heft die Anschriftenliste der lizenzierten "Lieferfirmen für Rundfunkempfänger" - auch dies ein Postprivileg für den DR - sowie Rubriken für amtliche Mitteilungen ("Aus unserer amtlichen Mappe"), Nachrichten über das internationale Rundfunkgeschehen ("Aus aller Welt") und schließlich Werbung. Im zweiten Heft kommen Fotos hinzu, im dritten beschäftigt sich ein Beitrag erstmals - rückblickend auf die ersten 14 Tage - mit dem Programm der "Radio-Stunde". Heft 4 bringt die erste Reportage über den Sendebetrieb und die neue Rubrik "Meinungsaustausch", in der fortan vornehmlich funktechnische Fragen der Hörer/Leser diskutiert werden. Erst am 9. Dezember konnte in Heft 5 das erste Rundfunkprogramm veröffentlicht werden, eine Vorschau auf die Mitwirkenden und Darbietungen der kommenden zwei Wochen ohne Angabe von Tag oder Uhrzeit. Heft 6 endlich enthält neben dem wohl ältesten Hörerbrief und der frühesten medienästhetischen Betrachtung auch eine detaillierte Programm-vorschau.

Bis zur Jahreswende hatte der DR damit bereits seine wichtigsten inhaltlichen Elemente entwickelt, die bald auch Bestandteile der konkurrierenden Blätter wurden. Nachdem das Privileg der Programmveröffentlichung aufgehoben war, entstanden 1924 weitere "unabhängige" oder inoffizielle Zeitschriften ("Funk", "Die Sendung") sowie konfessionell oder politisch gebundene und vor allem die "offiziellen" Zeitschriften der Regionalgesellschaften. Der DR stellte 1924 auf wöchentliche Erscheinungsweise um und kostete nun - nach schrittweisen Preiserhöhungen - im Monatsabonnement 2 Reichsmark, weit mehr als seine Konkurrenten 16).

Die Strukturentwicklung 1924-1933

Während der ersten neun Monate wurde das Blatt von dem Amtsgerichtsrat und "väterlichen Freund" Bredows 17), Alfred Hartig, redigiert. Den Schritt vom offiziellen Organ der Reichstelegraphenverwaltung zur unabhängigen Programmzeitschrift markiert die Übernahme der Schriftleitung durch Hans Siebert von Heister und Walther H. Fitze, deren Namen erstmals am 6. Juli 1924 im Kopf des Blattes erscheinen. Eine Woche zuvor war Heister bereits als Gestalter des neuen Titelblattes erwähnt worden. Der 36-jährige Journalist hatte Jura, Nationalökonomie und Kunstgeschichte studiert und leitete den DR bis Anfang 1940. Fitze hatte sich schon 1923 als Gründer der Zeitschrift "Radio" und als Geschäftsführer des "Deutschen Radio-Clubs" sowie des "Verbandes der Funkindustrie" einen Namen gemacht und zeichnete nun für den technischen Teil des DR verantwortlich. Über die meisten anderen Mitarbeiter ist wenig bekannt, da insbe-

16) Vgl. Lerg: Rundfunkpolitik, a.a.O., S. 115 f.

17) Vgl. Hans Bredow: Im Banne der Ätherwellen. Stuttgart 2/1960, Bd. 1, S. 14.

sondere die über das Reichsgebiet verteilten Korrespondenten mit zum Teil noch heute nicht identifizierten Kürzeln zeichneten. Ein Impressum erscheint erst ab 1928/10, nennt aber auch jetzt nur die jeweiligen Ressortleiter. Wegen der Qualität und Quantität ihrer Beiträge erwähnenswert sind vor allem die Journalisten Felix Stiemer und Hans Tasiemka sowie der Chefkritiker des Blattes, der Komponist Kurt Weill.

Das Layout des DR erfuhr im ersten Jahrzehnt nur geringfügige Veränderungen. Zwar wurde das Format anfangs öfters gewechselt, aber der Satzspiegel blieb von 1923 bis 1926 konstant bei 25,7 x 18,5 cm, von 1927 an betrug er 28,0 x 19,5 cm. Gänzlich unverändert blieben die Farbe des Titelblattes (orange) und die durchweg zweispaltige Aufmachung. 1927 wurde zugunsten der an Größe und Anzahl zunehmenden Fotos auf Kupfertiefdruckverfahren umgestellt und 1932 die von Anfang an benutzte Antiqua-Schrift durch Fraktur ersetzt.

Bei steigender Auflage wird die Zeitschrift im Laufe der Jahre umfangreicher und die Strukturierung ihres Inhaltes übersichtlicher 18).

Umfaßten die ersten drei Hefte noch je 16, die Nummern 4 bis 6 jeweils 20 Seiten, so waren die Ausgaben ab Ende 1924 durchschnittlich 66, 1931 in der Regel 78 Seiten stark. Der Anteil der Werbung reduzierte sich dabei, und zwar nicht nur relativ, sondern sogar absolut von ca. 19 Seiten 1924/25 auf etwa 12 Seiten 1926/27 und nochmals auf zum Teil weniger als 6 Seiten ab 1929.

Während das Sinken des Anzeigenanteils bis 1928 mit der starken Konkurrenz durch andere Rundfunkblätter erklärt werden kann, handelt es sich bei dem erdrutschartigen Anzeigenverlust ab 1929 wohl um eine Folge der Weltwirtschaftskrise, die auf Seiten der werbetreibenden Gerätehersteller einen Konjunkturrückgang und verstärkte Konzentrationsbewegungen auslöste 20) und den DR zwang, den Bezugspreis 1932 auf 1,30 RM und ein Jahr später auf 0,85 RM monatlich zu senken.

Auflagenentwicklung

1925: 80.000
1926: 80.000
1927: 90.000
1928: 100.000
1929: 108.000
1930: 113.000
1931: 100.000
1933: 350.000 19)

Seitenzahlen pro Nr. im Jahresdurchschnitt

1925: 66
1926/27: 72
1928/29: 68
1930: 74
1931: 78
1932/33/ 76+

+ geschätzt

Programmseiten im Jahresdurchschnitt

1924/25: 18
1926-28: 30
1928/29: 37
1930: 44
1931-33/ 50

Redaktionelle Seiten im Jahresdurchschnitt

1925: 32
1926/27: 33
1928: 29
1929/30: 28
1931: 26 12)

18) Eine Inhaltsübersicht erscheint ab 1926/1. Seit 1930 werden die Seiten nicht mehr jahrgangs-, sondern heftweise gezählt.

19) Für 1923, 1924 und 1932 liegen keine Zahlen vor. Die rapide Steigerung 1933 muß wohl vor allem mit der Fusion des DR mit der im selben Verlag erscheinenden Illustrierten "Funk-Post" (Auflage 1931: 160.000) erklärt werden.

20) Vgl. Lerg: Rundfunkpolitik, a.a.O., S. 146.

Zum umfangreichsten Bestandteil des Blattes entwickelten sich die Tabellen aller in- und ausländischen Sender, auf deren Vollständigkeit und Übersichtlichkeit die Redaktion besonderen Wert legte. Von 1926 bis 1929 war der Programmteil am Schluß des Heftes plaziert, er wurde zunächst durch gefärbtes, von 1927 an durch verstärktes Papier hervorgehoben. 1930 nannte sich der DR im Untertitel "Illustrierte Rundschau mit dem ausführlichsten Rundfunkprogramm der Welt", ersetzte den Superlativ 1932 jedoch durch den bescheideneren Positiv.

Der redaktionelle Teil schließlich nahm im Gesamtzeitraum leicht ab, wobei die Anzahl und das Format der darin enthaltenen Fotos und Illustrationen allerdings deutlich stiegen. Mit Ausnahme der Aufmacherseite, die immer eine reine Textseite blieb, waren von 1924 an etwa zwei von drei redaktionellen Seiten bebildert. Von 1927 an findet sich durchschnittlich je Seite ein Foto, das von 1930 an zuweilen mehr als 50 Prozent einer Seite bedeckt. Da die Fotos vorwiegend Rundfunk-Mitarbeiter abbilden, können sie als Versuch interpretiert werden, die nur akustische Erscheinung von Menschen im Rundfunk zu kompensieren.

Parallel zu dieser Entwicklung wurde der mit dem Rundfunk kaum oder gar nicht in Beziehung stehende Unterhaltungsteil kontinuierlich ausgebaut. Schon 1924 erschienen "Novellen" und Fortsetzungsromane, 1925 kamen Rätsel- und Witzecken, Schach- und Esperantokurse hinzu, die - zusammen mit Reportagen über Filmstars u.ä. - jeweils etwa drei Seiten eines Heftes beanspruchten. In einer Eigenwerbung behauptete der DR 1929, er sei "nicht nur das größte Programmblatt der Welt, sondern auch ein reichhaltiges, fortschrittliches Unterhaltungsmagazin für den Familientisch" 21).

An dieser Stelle sei daran erinnert, daß der DR als Programmzeitschrift gegründet worden war, als ein Blatt mithin, das der dem Staat und der Industrie mißliebigen Amateur- (und "Schwarzhörner"-) Bewegung entgegenwirken sollte, indem es das Interesse des Publikums auf das Programm lenkte und dadurch ordentlich konzessionierte Rundfunkhörer warb 22). Offenbar hatte die Hörerschaft nun den angestrebten Wandel vom Bastler zum Programmrezipienten weitgehend vollzogen. Außerdem hatte die Empfangstechnik es inzwischen ermöglicht, daß man sich frei vor dem Lautsprecher bewegen und beispielsweise bei eingeschaltetem Radio "am Familientisch" eine Zeitschrift lesen konnte. Der Rundfunk war bereits auf dem Wege zum Sekundärmedium 23).

21) DR 1929/46/1463.

22) Vgl. v. Heister: 10 Jahre "Der Deutsche Rundfunk", in: DR 1933/42/2 f.

23) Vgl. Enke, a.a.O., S. 556 f, sowie Lerg: Rundfunkpolitik, a.a.O., S. 144 f. Bereits 1932 kritisierte der DR, die "Hörbequemlichkeit" habe zu einer "schematischen Hörgewohnheit" geführt, "bei der der Rundfunk schließlich nichts weiter ist als eine moderne Form der Geräuschkulisse, vor der sich die Unterhaltung, das Mittagessen usw. abspielt.", in: DR 1932/28/3.

Reflex dieser Tendenz ist der Rückgang der Zahl rechnerischer Beiträge im DR und ihre Verlagerung in den hinteren Teil der Hefte. Die von 1927 an unter der Rubrik "Die Technik" zusammengefaßten Artikel füllten bis 1928 noch etwa acht bis neun Seiten, 1930 waren sie auf rund vier Seiten geschrumpft. Dasselbe gilt für die technisch orientierten Rubriken "Meinungsaustausch", "Aus aller Welt", "Aus dem Bastlerkreise des deutschen Rundfunks" (Vereinsnachrichten) und "Öffentliche Rundfragen", die noch 1926 mehr als vier Seiten beanspruchten, nach ihrer Zusammenfassung in der Abteilung "Die Hörer" (1927) jedoch zunächst auf zwei, 1930 auf nur noch eine Seite je Heft reduziert wurden.

Quantitativ ausgeglichen wurde dieser Schwund vornehmlich durch den erwähnten allgemeinen Unterhaltungsteil und die Illustrationen, wohingegen der Umfang jener redaktionellen Beiträge, die sich mit dem Rundfunkprogramm befaßten, im Gesamtzeitraum weitgehend stabil blieb. Schon 1924 waren in der Rubrik "Sender und Sendewerk" auf bis zu zwölf Seiten Vorankündigungen und Besprechungen zu den Wochenprogrammen aller Regionalgesellschaften zu finden. Und während im technischen Teil zunehmend Rubriken zusammengefaßt wurden, erfolgte hier sogar eine Differenzierung. Unter dem Obertitel "Die Sender" erschienen 1927 die Rubriken "Programm-Einleitung" (mit Berichten aus den Sendegesellschaften), "Inhaltsangaben" (von vorgesehenen Opern, Operetten, Sende- und Hörspielen) und "Kritik der Woche" (mit Rezensionen zu einzelnen Sendungen). Zusatzinformationen wie Ausschnitte aus Hörspieltexten, Interviews mit Rundfunkautoren, rundfunkpolitische Nachrichten und Hintergrundberichte zu Gedenksendungen waren außerdem ab 1930 in der Sparte "Die neue Woche" zu finden.

Hinzu kommen schließlich die zahlreichen Prominenten-Umfragen, die Wiedergabe von Vortragstexten und andere an bestimmte Anlässe geknüpfte Sonderveröffentlichungen, die allerdings stets mit dem Rundfunk in enger Beziehung stehen. Grundsätzliche Fragen zum Rundfunk und seinem Programm wurden aber vor allem in den bis zu fünf Seiten langen Aufmacher-Leitartikeln erörtert. Die Zuordnung der Leitartikelthemen dreier Jahrgänge zu fünf Inhaltskategorien bestätigt tendenziell die bisher aufgezeigte Entwicklung.

Zuordnung aller Leitartikel aus drei Jahrgängen zu inhaltlichen Kategorien

Kategorie	1925	1928	1931
Technik	20	13	12
Organisation, Recht, Finanzen	7	6	9
Kulturauftrag	9	11	9
Künstlerisches Programm	10	14	10
Aktuelles	- 10	5 19	3 13
Vermischtes/Sonstiges	6	4	9
Summe	52	53	52

Befaßten sich 1925 noch 20 der 52 Aufmacher mit technischen Themen, so sind dies 1928 nur noch 13. Dafür werden in diesem

Jahr der rundfunkpolitischen Konsolidierung und der allmählichen Öffnung des Mediums für politische Inhalte verstärkt der Kulturauftrag des Rundfunks und vor allem dessen Programminhalte diskutiert. Durchschnittlich jeder vierte Aufmacher beschäftigt sich jetzt mit dem künstlerischen Programm, aber auch die publizistischen Möglichkeiten des Mediums werden thematisiert. Die sich in der Folge der wirtschaftlichen Krise ankündigenden Systemveränderungen im Rundfunk rücken 1931 sowohl Rechts-, Finanz- und Organisationsfragen als auch grundsätzliche Betrachtungen, die sich nicht eindeutig einer der gewählten Kategorien zuordnen lassen, stärker in den Vordergrund. Insgesamt muß ergänzt werden, daß kulturpolitische und medienästhetische Themen zusammen nicht nur zwischen 40 und 60 Prozent aller Leitartikel beherrschen, sondern auch häufig Bestandteil der hier nicht erfaßten Rezensionen sind.

Für den Aufbau der Hefte hatte sich zu Anfang der dreißiger Jahre ein Schema herausgebildet, das sich noch in heutigen Programmzeitschriften wiederfinden läßt. Dem Aufmacher und weiteren feuilletonistischen Beiträgen folgt ein allgemeiner Unterhaltungsteil, diesem schließen sich die Hinweise auf das Programm der folgenden Woche an, welches den umfangreichen Mittelteil beansprucht. Im Anschluß daran erscheinen Kritiken zu einzelnen Sendungen, ein - heute allerdings entfallender - technischer Teil und der mit Wirtschaftswerbung durchgesetzte Fortsetzungsroman. Rätsel und "Witze" füllten auch damals schon die letzten Seiten.

Mit dem Jahresbeginn 1933 verändern sich Gesicht und Inhalt der Zeitschrift grundlegend. Nach der Fusion mit "seinem preiswertesten Schwesterblatt 'Funk-Post'" 24) bezeichnet sich der DR nunmehr als "konkurrenzlos dastehende Illustrierte aller Rundfunkhörer" 25) und setzt seinen Doppelnamen in Sütterlin auf das Titelblatt. Der umfängliche Leitartikel wird durch eine knappe Leitglosse ersetzt, der sich nun unmittelbar der reich bebilderte rundfunkfremde Unterhaltungsteil anschließt. In Heft 1933/40 wird sogar eine "Kinderseite" eingerichtet.

Medienästhetische und programmkritische Betrachtungen entfallen nun fast gänzlich. Und obwohl zunächst noch die sich überschlagenden (rundfunk)politischen Ereignisse dieser Monate ausführlich dokumentiert und zuweilen sogar noch kritisch kommentiert werden, ist das Vordringen eines neuen, unkritisch-unterhaltenden Profils unverkennbar. Dies muß freilich nicht allein mit der gewaltsamen Entmündigung der Funkpresse durch die Nazis erklärt werden. Vielmehr scheint die Programmpresse selbst dazu beigetragen zu haben, den Programmrezipienten, der den Radiobastler der Frühzeit abgelöst hatte, nun erneut umzuformen, und zwar zum Unterhaltungskonsumenten. Bereits Enke stellt fest: "Die Programmzeitschriften wurden zu Illustrierten mit eingelegtem Rundfunkprogramm." 26) Die Frage, wie und warum dies bereits zu einem so frühen Zeitpunkt geschehen ist, wäre einer besonderen Untersuchung wert.

24) DR 1932/51/3.

25) DR 1933/3/17.

26) Enke, a.a.O., S. 559.

Zur politischen Tendenz einer "unpolitischen" Zeitschrift

Die dem DR in die Wiege gelegte Aufgabe, als gesetzestreuendes Blatt dem Rundfunk möglichst viele zahlende Teilnehmer zuzuführen, blieb für die Redaktion im gesamten Untersuchungszeitraum oberste Richtschnur. Diesem Ziel galt die vom DR veranstaltete erste Hörerumfrage in Deutschland 27) ebenso wie der leidenschaftlich in ungezählten Aufsätzen unternommene Versuch der Zeitschrift, die "Kunsthöhe" des neuen Mediums auf dem Hörspielsektor nachzuweisen 28). Als "Anwalt der Hörer" definierte der DR seinen Standort in kritischer Distanz zu den Sendegesellschaften und war zugleich stets darauf bedacht, seine "für alle Funk-Teilnehmer" geäußerten Stellungnahmen dem Verdacht parteipolitischer Interessenvertretung zu entziehen 29).

Wie groß besonders in den Anfangsjahren die Furcht war, Leser durch politische Meinungsäußerung zu brüskieren, ist einer Anmerkung der Schriftleitung zum Erstabdruck eines Gedichtes von Arno Nadel zu entnehmen, in dem dieser das Bild einer harmonischen Idealgesellschaft auf dem Mars zeichnet. Der DR kommentierte: "Wir betonen aber, daß wir darauf verzichten, etwa Politik in diese Blätter zu bringen." 30)

Das Bemühen der Redaktion, ihr Produkt als unpolitische Zeitschrift für ein unpolitisches Medium darzustellen, kollidierte jedoch schon frühzeitig mit der Aufgabe, dem Rundfunk auch solche Teilnehmerkreise zu erschließen, deren Interesse über Kultur und Unterhaltung hinausging. Von Anfang an waren ja auch die politisch-publizistischen Möglichkeiten des neuen Mediums erkannt worden. So wirkt es heute grotesk, daß auf derselben Seite wie das Gedicht Nadels und direkt unter der distanzierenden Fußnote der Schriftleitung ein Beitrag unter dem Titel "Rundfunk und Politik" erschien, dessen Autor "im Interesse des Staates" forderte, "jeder Partei, die darum ersucht, die drahtlosen Wellen zur Verfügung zu stellen", da der Rundfunk "ein geradezu ideales Mittel" für die Selbstdarstellung der politischen Parteien sei 31).

Doch waren es nicht die vor allem im sozialdemokratisch geführten Reichsinnenministerium schon 1924 angestellten staatspolitischen Überlegungen, welche die Zeitschrift früher als jede andere dazu veranlaßten, die Behandlung politischer Themen im Rundfunk zu fordern - und sich damit in einem entscheidenden Punkt vom Einfluß Bredows und der Post zu lösen. Das Blatt befürchtete vielmehr, ein reiner Kulturfunk könne den Hörerzulauf drosseln. Da es niemals eine "Konjunktur für Geist und Kunst" gegeben habe, folgerte Heister 1925, müsse ein "Anreiz" geschaffen werden, "der die Teilnehmer in großer Zahl an die Apparate lockt" 32). Diesen Anreiz leitete er aus dem "ihm allein

27) DR 1924/20/1031, DR 1924/35/1953-5.

28) Ich stütze mich hier auf meine Magisterarbeit: "Rundfunk-kunst"? - Die literarischen Möglichkeiten des neuen Mediums im Spiegel der Zeitschrift 'Der Deutsche Rundfunk' (1923-1933). Göttingen (unveröff.) 1983.

29) Vgl. v. Heister: 10 Jahre "Der Deutsche Rundfunk", in: DR 1933/42/2 f.

30) DR 1924/22/1177.

31) Vgl. A.S.: Rundfunk und Politik, ebenda.

32) V. Heister: Forderungen an den Rundfunk, in: DR 1925/38/2413 ff.

Eigentümliche(n)" des Rundfunks ab:

"Er setzt uns in die Lage, an Vorgängen zeitlich unmittelbar durch Ohr und Geist teilzunehmen, obwohl wir körperlich-räumlich nicht zugegen sind. ... Dies muß ausgenutzt werden, d.h. in der Praxis: Alle die großen Ereignisse des täglichen Lebens, an denen die Menschen nur selten persönlich teilnehmen können, müssen ihnen durch den Rundfunk ins Haus gebracht werden. Der Hörer soll dabei sein, wenn eine große politische Debatte im Reichstag geführt wird, wenn ein bemerkenswerter Kriminalprozeß die Gemüter in Bewegung setzt, wenn im Sportpalast die Größen des Sports auftreten..." 33)

Zwei Dinge an diesem Zitat sind bemerkenswert. Zum einen ist die Herleitung der Aktualitätsforderung aus den spezifischen Möglichkeiten des Mediums offenbar weit älter als bisher angenommen wurde 34), zum anderen fällt die inhaltliche Übereinstimmung mit den zwei Jahre später verfaßten "Vorschlägen" Bert Brechts 35) auf. Während Brecht aber die Übertragung von Reichstagssitzungen und Prozessen als Schritt zum demokratischen Einsatz des Radios verstand, sah Heister in aktuellen Programmen lediglich ein "Hilfsmittel im Rahmen der ernsteren Aufgabe", der Kulturvermittlung eben. Ungeachtet dessen fanden die Forderungen des Chefredakteurs offenbar breite Resonanz, denn schon 1926 stellte er fest, sie seien "fast von der gesamten deutschen Presse übernommen" worden 36).

Der Widerspruch zwischen der Beteuerung des DR, nicht politisch, sondern nur als "unabhängige(r) Träger der Rundfunkidee" 37) zu handeln, und der Tendenz seiner Kommentare, die stets auf eine Liberalisierung der "Richtlinien" hinausliefen, tritt besonders deutlich in der Debatte um die Rundfunkzensur zutage. Schon 1926 bemängelte Felix Stiemer die "nebelhafte Anonymität" der Gremienbeschlüsse 38). Zwei Jahre später forderte Heister

"F r e i h e i t d e r M e i n u n g s ä u ß e r u n g
vor dem Mikrophon. Fort mit der bestehenden Zensur, die doch keine wahre Neutralität sichern kann!" 39)

Seinen Höhepunkt erreichte dieser Protest zu Beginn des Jahres 1929, als der Chefredakteur die Resolution des Verbandes Deutscher Rundfunkkritiker "Gegen die Zensur! Für Geistesfreiheit!" als Aufmacher abdruckte 40). Aber wie schon bei der Forderung nach aktuellen Programmen ging es Heister auch in der Zensurdebatte keineswegs um einen "anderen" Rundfunk. Die gänzliche Aufhebung der Zensur hätte dazu führen können, daß die Funktion des Rundfunks im Verfassungsstaat generell und damit auch seine

33) Ebenda.

34) Lerg (Rundfunkpolitik, a.a.O., S. 441 f.) entdeckt dies erstmals in einer Rede Hans Fleschs von 1930. Tatsächlich griff auch Flesch diesen Gedanken schon 1926 auf. Vgl. DR 1926/12/798-801.

35) Vgl. Bertolt Brecht: Vorschläge für den Intendanten des Rundfunks, in: (ders.) Gesammelte Werke, Frankfurt 1973, Bd. 18, S. 121-123.

36) H. (d.i. Heister) Rundfunktheater? in: DR 1926/19/1301 f. hier 1302.

37) Vgl. Heister: Forderungen an den Rundfunk, in: DR 1925/38/2414.

38) Vgl. Stiemer: Das Rundfunkpublikum, in: DR 1926/34/2337-9, hier 2339.

39) (Schriftleitung): Wir fordern! in: DR 1928/42/2818 f. hier 2818.

40) Vgl. Heister: Gegen die Rundfunkzensur! in: DR 1929/5/?.

institutionellen Grundlagen zur Debatte gestellt worden wären. Der Chefredakteur wollte aber weder die Gremien abgeschafft wissen, noch das Medium dem Staatseinfluß entziehen. Er wandte sich lediglich gegen die "Willkür der Rundfunkzensur", die zu einer Selbstzensur in den Sendegesellschaften führe, junge Künstler von einer Mitarbeit abschrecke und daher insgesamt die Attraktivität des Mediums beeinträchtige. Deshalb schlug er vor:

"Eine verantwortliche und urteilsfähige Stelle muß geschaffen werden, deren Aufgabe darin besteht, Vorträge und Veranstaltungen redaktionell vorzubereiten, ohne der geistigen Freiheit Fesseln anzulegen." 41)

Hierin stimmte der Chefredakteur übrigens mit einer Reihe von Teilnehmern an der "Kasseler Tagung" 42) überein. Allen Vertretern dieser Kompromißposition muß freilich ein gewisses Unvermögen bescheinigt werden, die funktionalen Zusammenhänge zwischen Zensur, Programm-, Medien- und Staatspolitik zu durchschauen. Denn auch wenn im grundsätzlichen Festhalten an der Zensur der Wunsch nach einem Schutz vor dem erstarkenden Einfluß der extremen Rechten (z.B. Arnolt Bronnen) gesehen werden kann, so zeugt doch das unverbrüchliche Vertrauen in die Stabilität des demokratischen Staates und dessen Zuständigkeit für den Rundfunk von jener zeittypischen Zwiespältigkeit, mit der das konservative Bürgertum einerseits die liberalen Verfassungsgrundsätze der jungen Republik anerkannte, andererseits aber Parteien und gesellschaftlichen Gruppen mißtraute und daher Freiheitsrechte lieber behördlich verwalten und kontrollieren ließ 43). Diese in einem gewissen Sinne vielleicht wirklich "unpolitisch" zu nennende Haltung kommt besonders in einem Rückblick Heisters auf die Gründung der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft (RRG) zum Ausdruck, in dem er formuliert, der Rundfunk sei "zu einem gewaltigen Faktor des öffentlichen Lebens geworden, der dringend der staatlichen Kontrolle bedurfte." 44) Der Rundfunk als Staatsunternehmen wurde vom DR niemals infrage gestellt.

Von 1930 an wird die Zensurdebatte im DR überlagert von der Diskussion um die im Zuge der notwendig gewordenen Sparmaßnahmen von der RRG durchgesetzte Programmzentralisation. Der DR unterstützte diese Maßnahmen in der Annahme, sie dienten lediglich einer "größere(n) Ausnutzung der vorhandenen Mittel" und trat sogar für eine "künstlerische Generalintendanz" ein, in der Hoffnung, diese könne das Sinken der Programmqualität verhindern 45). Daß die Zentralisierung zu ganz anderen Ergebnissen als zur Stabilisierung des Programmniveaus bei geringeren

41) Ebenda.

42) Vgl. Verhandlungsniederschrift der Arbeitstagung "Dichtung und Rundfunk..." vom 30.9. bis 1.10.1929 in Kassel. (Berlin 1930).

43) Vgl. Helmut Lethen: Neue Sachlichkeit 1924-1932. Stuttgart 1970, S. 10 f.

44) Heister: Fünf Jahre Reichs-Rundfunk-Gesellschaft, in: DR 1930/19/3-5, hier 3.

45) Ebenda S. 5.

Kosten führte, wurde dem DR offenbar erst bewußt, als die endgültige Verstaatlichung schon unmittelbar bevorstand. Im Juni 1932 klagte Stiemer, "diese Programmzentralisation (hat) doch längst nichts mehr mit den künstlerischen Fragen zu tun, von denen früher ... die Rede war" 46).

Die Äußerungen während der letzten Phase des Weimarer Rundfunks signalisieren Hilflosigkeit und Naivität der Redaktion angesichts des sich radikal verändernden politischen Klimas. Nachdem der neue Reichsinnenminister von Gayl fast allen Parteien für die Reichstagswahl Zugang zum Rundfunk gewährt hatte, freute sich Heister: "Damit geht endlich eine alte Forderung von uns in Erfüllung." Daß lediglich die Kommunisten von dieser Regelung ausgeschlossen blieben, sei zwar mit "augenblicklichen staatspolitischen Erwägungen" zu erklären, man hätte aber "hier ruhig einmal ein Experiment ... wagen sollen" 47). Warum ein solches "Experiment" für eine Regierung, die bereits die "Ausmerzungen aller undeutschen Einflüsse" im Rundfunk angekündigt hatte 48), gar nicht in Betracht kommen konnte, sah der Schriftleiter nicht. Stattdessen hoffte er nun, "daß eine nicht noch weitgehendere Verstaatlichung des Rundfunks eintreten wird" 49).

Jener "durch die politischen Verhältnisse verursachte Opportunismus", vor dem Hans Siebert Heister noch im Juli 1932 gewarnt hatte 50), griff schnell um sich. Sechs Wochen später kommentierte er die "Leitsätze zur Neuordnung des Rundfunks" trotz mancher Vorbehalte mit der Bemerkung:

"Das Positive der neuen Ordnung liegt in der völligen Verstaatlichung des Rundfunks und dem damit verbundenen Wechsel des Systems." 51)

Erst als Ende Oktober weitere Einzelheiten der Neuordnung an die Öffentlichkeit gedrungen waren, als es vor allem klar war, daß es bei der Verstaatlichung nicht nur um die Organisation ging, sondern den Gesellschaften auch jegliche Autonomie in der Programmgestaltung entzogen werden sollte, sah sich der DR veranlaßt, seine Kritik trotz der "augenblicklichen Zurückhaltung im Blätterwald der Parteien" und "unbeeinflußt von dem Hin und Her des politischen Kampfes" zu äußern. Er forderte:

"F r e i h e i t d e n I n t e n d a n t e n ! Völlige Freiheit und Selbständigkeit der Entschliebung über Inhalt und Folge der Programme!"

und scheute auch nicht vor einem Angriff auf die neue Regierung zurück:

46) Stiemer: Verfehlte Hilfsaktionen - verhängnisvolle Sparpolitik, in: DR 1932/24/3 f, hier 3.

47) H. (d.i. Heister): Der neue Kurs, in: DR 1932/25/9 f.

48) Ebenda.

49) Ebenda.

50) H., So ist es - ist es so? in: DR 1932/28/9.

51) Heister: Deutschlands neue Rundfunkorganisation, in: DR 1932/34/5 f.

"An die Stelle der Weimarer Koalitionsparteien sind andere getreten, die ihren Einfluß geltend zu machen versuchen, auch wenn sie durchaus nicht die derzeitige Staatspolitik vertreten." 52)

Das tiefe Mißverständnis, dessen späte Erkenntnis diese vergleichsweise energische Stellungnahme hervorrief, liegt in der zweifellos anachronistischen Hoffnung des Chefredakteurs, die Verstaatlichung des Rundfunks hätte jene Atmosphäre wiederherstellen können, in der sich das Medium anfangs entwickelt hatte, "ohne im Grunde von den verschiedenen staatspolitischen und parlamentarischen Konstellationen berührt zu werden" 53). Unter Verstaatlichung verstand Heister demnach - ganz im Sinne Bretdows - das Zurückdrängen der als verhängnisvoll empfundenen parteipolitischen Einflüsse, ohne die Konsequenzen für den sich längst abzeichnenden Fall der Identität von Staat und Partei zu bedenken.

Der Widerstand des DR gegen die nationalsozialistische Gleichschaltung erlahmte danach rasch. Protestierte Heister im Februar 1933 noch gegen die Entlassung langjähriger Rundfunkmitarbeiter, so wies er doch gleichzeitig darauf hin, daß er "an sich in dem nationalsozialistischen Plan keinen Schaden - wenigstens für den Rundfunk" sehe 54). Weiterhin sprach er vom "Alpdruck der Parteipolitik", die den Niedergang des Rundfunks herbeiführe, und warnte die Regierungsparteien sogar vor einer negativen Reaktion der Wähler. Vorsichtigerweise verband er nun jedoch erneut jede kritische Bemerkung mit der besonders betonten Versicherung, daß der DR eine unpolitische Zeitschrift sei 55). Im April schließlich befand er, Goebbels' "Reform" erweise sich "immer mehr als eine konsequente Aktion in der Richtung, die wir von jeher als recht und notwendig erkannt und verfolgt haben" 56).

Dieser politische Umschwung der Zeitschrift bedurfte offensichtlich einer Rechtfertigung gegenüber ihren Lesern. Ihr Wortlaut läßt das Dilemma der engagierten, aber "unpolitischen" Rundfunkzeitschrift nochmals deutlich werden:

"Wir haben uns - das wissen unsere Leser - nicht leicht mit der Politisierung des Rundfunks abgefunden. Wir haben es nicht leicht getan, weil wir Rundfunk um des Rundfunks willen forderten, weil wir den Hörern das unbefangene Mittel zu ihrer Freude und Bereicherung erhalten wollten. Die außerordentlichen Vorgänge dieser Zeit aber, die alle Deutschen aufs tiefste bewegten, mußten auch im Rundfunk ihren Niederschlag finden. Aus dem Ungewöhnlichen ergaben sich auch ungewöhnliche Maßnahmen, die uns heute erst verständlich und schon selbstverständlich geworden sind. Das Ziel war nicht nur vermehrte Aktualisierung des Rundfunks, sondern vor allem

-
- 52) Heister: Die Rundfunkreform I, in: DR 1932/44/3 f.
53) Heister: Die Rundfunkreform II, in: DR 1932/45/3 f.
54) (Heister): Unsere Meinung, in: DR 1933/7/2.
55) Ebenda und ders., Unsere Meinung, in: DR 1933/9/2.
56) Heister: Einheit des Rundfunks, in: DR 1933/15/2.

Verkündigung einer neuen Idee an weiteste Schichten unseres Volkes, Einpflanzung eines neuen Geistes, einer neuen Gesinnung." 57)

Aber es genügte nicht, sich mit den neuen Umständen "abzufinden"; das Überleben der Zeitschrift verlangte die offene Kritik an der eigenen zehnjährigen Arbeit, die - wie es jetzt hieß - "schließlich zu unglaublicher Entartung geführt" hatte 58). In einem Beitrag zur 10. Großen Funkausstellung definierte Heister die Aufgabe der Programmpresse neu:

"Sie muß bemüht sein, in ihrer großen, sehr verschieden garteten Leserschaft Klarheit über die gemachten Neuerungen und Verständnis für ihre Unumgänglichkeit und Nützlichkeit zu schaffen." 59)

Dies erfordere - "zumal für die zahlreichen bürgerlichen Programmzeitschriften, die bisher als unpolitische Familienblätter anzusprechen waren" - eine gänzlich neue Einstellung.

Mag in der Formulierung, die Presse sei "nunmehr gezwungen, in bestimmtem Sinne zu politisieren", noch eine innere Distanz des Chefredakteurs zu jener "neuen Einstellung" durchschimmern, so signalisieren seine weiteren Ausführungen doch die Bereitschaft, sich nicht nur inhaltlich, sondern auch in der Methode mit dem Nationalsozialismus zu arrangieren. Denn er selbst weist auf die spezifische Funktion hin, die die bürgerliche Programmpresse im Propagandaapparat der Diktatur übernehmen konnte:

"Andererseits aber kann bei vorsichtiger Handhabung der vor kommenden Fragen gerade in einem unpolitischen Blatt und einem unpolitischen Leserkreis gegenüber die propagandistische Wirkung für den neuen Staatsgedanken am stärksten sein..." 60).

Am Ende vollzog die "unpolitische" Zeitschrift demnach im großen und ganzen dieselbe Entwicklung wie das "unpolitische" Medium, zu dessen Unterstützung sie geschaffen worden war. Ihr eigenes ökonomisches Interesse war naturgemäß von Anfang an eng mit dem Erfolg des Rundfunks - sprich: der permanenten Erschließung neuer Teilnehmerkreise - verknüpft. Dort, wo institutionelle, organisatorische oder rechtliche Hemmnisse den Hörer-(bzw. Leser-)zulauf zu drosseln drohten, machte sie sich zum Vorreiter einer rundfunk- und programmpolitischen Liberalisierung. Vor Lösungsvorschlägen aber, die das Fundament des Weimarer Rundfunks, seine Staatsabhängigkeit, tangiert hätten, schreckte sie zurück, vermutlich aufgrund ihrer engen ökonomischen und ideellen Bindung an das (jeweils) existierende Rundfunksystem.

57) Heister: Pfingsgeist, in: DR 1933/23/2.

58) Heister: Funkkritik und Funkkritiker im neuen Staat, in: DR 1933/38/4.

59) Ebenda.

60) Ebenda.

Dieser Tatsache ist es wohl auch zuzuschreiben, daß der stets loyale DR schließlich ebensowenig wie der Rundfunk selbst in der Lage war, der Gleichschaltung aller publizistischen Organe durch die Nationalsozialisten irgendeinen Widerstand entgegenzusetzen, ja daß er sich stattdessen scheinbar bruchlos als Illustrierte des Großdeutschen Rundfunks behaupten konnte.

Winfried B. Lerg
RUNDFUNK IM KOMMUNIKATIONSSYSTEM
Grundlinien für ein publizistisches Erklärungsmodell

Die Liebe fürs Detail wird gern für Präzision ausgegeben, doch zugleich und gar nicht so selten als Versponnenheit abgetan. Wer Menschen und Dinge aufs Ganze sieht, der beansprucht damit oft der Weisheit letzter Schluß, fängt sich jedoch alsbald den Vorwurf ein, Pauschalurteile feilzubieten. Wissenschaft hat sich an diese Aporie gewöhnt und lebt davon, - so gut es geht 1). Der Studienkreis Rundfunk und Geschichte hat sich, so lange es ihn schon gibt, seinem Namen und seiner Satzung gemäß vornehmlich publizistischen Details gewidmet, den beiden Rundfunkmedien Hörfunk und Fernsehen. Und der wohlgeordnete Rückzug mancher bei seiner Gründung so engagierten Historiker, Politologen und Literaturwissenschaftlern aus dem Studienkreis mag heute als unausgesprochener Vorwurf einer versponnenen Medienfixierung verstanden werden. Die Kommunikationswissenschaftler und die wissenschaftlich arbeitenden Medienpraktiker unter den Gründern brachten dagegen etwas mehr Langmut auf und machten sich unverdrossen auf dem lange brachliegenden Feld der Rundfunkforschung zu schaffen. Die wachsende Zahl der Studierenden, die mit Rundfunkthemen in der Tasche in Funkhäusern, Archiven und Hochschulinstituten auf der Matte standen oder zu den Grünberger Colloquien anreisten, quittieren es ihnen bis heute eindrucksvoll und bisweilen höchst selbstbewußt. Die Beiträge und Diskussionen der Jahrestagung 1983 des Studienkreises Rundfunk und Geschichte sollen erste und weiterzuführende Versuche ermuntern, Rundfunkforschung in jenem größeren Rahmen zu beginnen, in den sie mediensystematisch und kommunikationswissenschaftlich hineingeht.

Daß Rundfunkkunde eine kommunikationswissenschaftliche Einzeldisziplin abgibt, ist längst keine brauenhebende Einsicht mehr. Die MITTEILUNGEN des Studienkreises, wie neuerdings auch die vormals streng aufs Medium eingeschworene Zeitschrift "Rundfunk und Fernsehen", liefern dafür in jeder ihrer Ausgaben anschauliche Indizien; das wissenschaftliche Hausorgan der Rundfunkwerbung von ARD und ZDF riskiert bereits seit langem, seinem Titel ("Media Perspektiven") entsprechend, unverhohlene Blicke über den Tellerrand der Rundfunkmedien. Kommunikationsgeschichtliche Rundfunkforschung ist theoretisch so unstrittig wie sie praktisch umstritten wird. Dabei wird eine Epoche der Rundfunkgeschichte nur verständlich, wenn sie systematisch im Zusammenhang mit der publizistischen Geschichte jener Epoche, also auch der übrigen Medien, untersucht wird. Die Gründe liefern zahlreiche Modelle über den Kommunikationsprozeß wie das Thematisierungstheorem, eine publizistische Milieutheorie über Art und Umfang der Beurteilung der Aussagen je einzelner Medien an der

1) Der vorliegende Beitrag ist die überarbeitete Fassung des Vortrags gleichen Titels, gehalten auf der Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte am 16.9.1983 in München.

Definition gesellschaftlicher Wirklichkeit einer Epoche, wie das Diffusionstheorem, eine publizistische Vermittlungstheorie über die Verbreitungsschritte und Verbreitungsmuster der Aussagen von Menschen und Medien in einer Gesellschaft zu bestimmten Zeiten, wie schließlich aber noch lange nicht zuletzt das Nutzen- und Nutzungstheorem, eine publizistische Handlungstheorie, die heute nur erst auf die Rezipienten von Medienaussagen angewandt wird, die allerdings in der Kommunikatorforschung zu gebrauchen ist, besonders für die publizistische Berufsbiographie und die - auch historische - Professionalisierungsforschung.

In den vergangenen Jahren waren wir alle Zuschauer und Mitspieler zugleich eines - freilich höchst ernst gemeinten - Wortspiels, das auf Volksbühnen und in Staatstheatern, vervielfältigt durch alle nur erdenklichen publizistischen Mittel, ungezählte Auführungen erlebt hat; sein Titel: "Neue Medien". Es muß schon eine rechte Situationskomödie gewesen sein, denn bereits heute, kaum ist das Stück endlich abgesetzt, weiß niemand mehr, um was es eigentlich ging. Jedenfalls war Bewegung im Kommunikationssystem angesagt, und weil wir uns zu glauben angewöhnt haben, daß Bewegung nur durch etwas Neues aufkommt und die Publizistik gern und vereinfacht als "die Medien" begriffen wird, haben wir unbesehen jenes Wortspiel mit den "Neuen Medien" inszeniert. Mittlerweile haben uns ein (neuer) Bundesminister für das Post- und Fernmeldewesen, eine Anstalt für Kabelkommunikation und das deutschsprachige Fernsehprogramm einer Randstaatenrundfunkgesellschaft in die publizistische Wirklichkeit zurückgeholt. Doch erinnern wir uns: jeder glaubte sie zu kennen, jene Neuen Medien, alle redeten gern und oft darüber. Ihre Psychologie und Soziologie, kurz "Akzeptanz" genannt, ist ebenso gründlich erforscht worden wie ihre individuelle und gesellschaftliche Verträglichkeit. Ihr politisches Gewicht, erwogen in Akademien und Parlamenten, hat man sorgsam bestimmt und in gewichtigen Drucksachen festgelegt. Bunte Broschüren aus vielen Bundesministerien, reich illustrierte Bücher von Fachpublizisten aus großen Presseverlagen oder einflußreichen Industrieverbänden sind veröffentlicht worden, ungezählte Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften, in Hörfunk- und Fernsehprogrammen, Kurzfilme der Industrie und der Hochschulen für Fernsehen und Film, nicht zuletzt die zitatabwehrten Aufsätze in den wissenschaftlichen Führungsorganen der Parteien, Gewerkschaften und der Alten Medien. Insgesamt boten sie ausdrucksstarke Bilder dessen an, was unter Neuen Medien zu verstehen sei, so als hätten wir es mit freudigen oder traurigen Alltäglichkeiten zu tun, jedenfalls mit einem der selbstverständlichsten Phänomene der Medienwelt. Das Erstaunliche war nur: Auch dieses Phänomen, diese Neuen Medien waren, wie es schien, auf einmal da. Eine neue Generation publizistischer Mittel, - aber ohne Geschichte. Aber auch Entwicklungssprünge, wenn es denn eine Mutation war, haben natürlich ihre Geschichte. Man muß nur etwas genauer hinsehen. Eben dies war der kritische Punkt. Beim genauen Hinsehen war weit und breit kein neues Ausdrucksmittel, keine neue publizistische Institution, kein neues Medium des gesellschaftlichen Austauschs zu entdecken. Die Neuen Medien waren also nichts anderes als ein gängiges Rufschema, eine fable convenue, bequeme und nützliche Fabelwesen, in die wir unsere persönlichen und kollektiven Vorstellungen über die publizistische Zukunft hineinprojiziert haben, um auf diese Weise

unsere Urteile und Vorurteile auf die Probe zu stellen, um unsere Hoffnungen und Befürchtungen auszudrücken, und zwar hier und jetzt. Erfahrung oder Geschichte, was ja dasselbe ist, sollten uns dabei nicht stören.

Hier ist nicht der Ort, die schrillen Argumentationsmuster der heute schon historischen medienpolitischen Debatten nachzuzeichnen. Eines jedenfalls ist gewiß. Die in jenen Diskussionen entworfenen Perspektiven wiesen ausschließlich in eine meist der subjektiven Phantasie überlassene Medienzukunft. Niemand traute oder hielt es gar für nötig, einen sichernden Blick auf die Mediengeschichte zu werfen. Wir suchten bis jetzt am liebsten unser Heil oder Unheil bei der gespannten Erwartung zukünftiger anstatt bei der gelassenen Erfahrung geschichtlicher Medienwirklichkeit. Innovation freilich ist politisch und ökonomisch immer aufregender, immer attraktiver als Wandel. Tatsächliche oder vorgebliche publizistische Neuerungen machen sich jedenfalls gut am Markt der Meinungen und der Mischkonzerne. Publizistischer Wandel dagegen ist schlecht verkäuflich. Kredit und Mißkredit liegen in Geschichte und Gegenwart allzu nahe beieinander. Dieser Umstand macht kommunikationshistorische Urteile bisweilen so unbequem.

Im Verständnis der Kommunikationsgeschichte sind jene Übermittlungssysteme, die als Neue Medien ausgegeben worden sind, in Wirklichkeit keine Medien, sondern zunächst einmal neue elektronische Aufzeichnungs-, neue Verbreitungs- und neue Wiedergabeverfahren, aus denen vielleicht einmal neue publizistische Ausdrucksmittel hervorgehen werden. Die neuen typographischen und ikonographischen Aufzeichnungs- und Verbreitungsverfahren, den Druck mit wohlgesetzten Einzelbuchstaben und Bilddruckstöcken gab es in Mitteleuropa bereits seit einem knappen Jahrhundert, bis daraus ein Medium wurde, das wir heute als "Zeitung" kennen. Aber als die "Zeitschrift" - noch einmal gut hundert Jahre später - hinzukam, war das für die zeitgenössischen Beobachter nichts grundsätzlich Neues, sondern lediglich eine weitere, eine andere Art periodischer oder serieller Druckschrift. Ganz ähnlich verhielt es sich mit den physikalisch-chemischen Aufzeichnungs-, Verbreitungs- und Wiedergabeverfahren, der Photographie und der Kinematographie; sie waren längst erfunden und in Gebrauch, bevor die Medien Bild und Kino aufkamen. Das bringt übrigens Photo- und Filmhistoriker immer wieder durcheinander, wenn sie in fast rührender kommunikationshistorischer Unbefangenheit in Epochen nach ihren Medien suchen und glauben, sie gefunden zu haben, zu denen es sie noch gar nicht gegeben haben kann. Bei den geschichtlich jüngsten Neuzugängen im gesellschaftlichen Kommunikationssystem, bei den elektronischen Aufzeichnungs-, Verbreitungs- und Wiedergabeverfahren, haben wir es mit einer hochkomplexen, technisch-industriellen Gegebenheit zu tun. Das macht es besonders schwierig, die Entstehung einer wirklichen Medieninstitution, eines eigenständigen publizistischen Ausdrucksmittels zu erkennen. Kommunikationsgeschichtliche Forschung und die medienhistorischen Einzeluntersuchungen geben womöglich Aufschluß über einige Gründe für jene Schwierigkeiten.

Allerdings, mit den bis heute gern benutzten Kategorien

"Kooperation" und "Konkurrenz" sind diese Veränderungen wenn überhaupt, dann nur sehr unzulänglich bestimmbar, allein deshalb, weil beide Kategorien einander nicht ausschließen. Beispielsweise können Medien wie Kino und Fernsehen einmal konkurrieren bei einem Stoff, aber kooperieren bei der Produktion, während sie das andere Mal kooperieren beim Erwerb von Verwertungsrechten, beispielsweise, und konkurrieren bei der Produktion und bei der Besetzung. Aus der publizistischen Wirtschaftsforschung, besonders aus der Volkswirtschaftslehre der Kommunikationssysteme und aus der Betriebswirtschaftslehre der Kommunikationsunternehmen wissen wir selbstverständlich längst, daß das unternehmerische Ziel, große Rezipientenschaften zu gewinnen, das Produkt Zeitung oder Zeitschrift, Film oder Rundfunkprogramm beeinflußt, übrigens unabhängig von der rechtlichen Organisationsform des Medienunternehmens; hier genügte selbstverständlich der historischen Forschung der feste Blick auf das Einzelmedium. Sobald es indessen um Mehrmedienunternehmen am Kommunikationsmarkt geht, haben wir ein Problem auf dem Tisch, das nur durch Preisgabe der Fixierung auf das Einzelmedium zu lösen ist. Mehrmedienunternehmen sind meist Großunternehmen. Sie tendieren zur Monopolisierung des Marktes und darum zum Großpublikum. Dieses Großpublikum bekommt ein publizistisches Produkt für alle, das jedoch nicht notwendigerweise für jeden annehmbar sein muß. Mehrmedienunternehmen entwickeln deshalb intermediale (bei ihren verschiedenen Medien) und intramediale (bei ihren einzelnen Medien) Produktdifferenzierungen, um damit ein Teil- oder Zielpublikum zu erreichen auf dem Wege über eine Quasi-Oligopolisierung ihrer Märkte. Die wirtschaftsrechtlichen Leitlinien einer hierzu erforderlichen Kommunikationspolitik sind in der Bundesrepublik Deutschland nirgendwo zu sehen, was niemand wundern darf, der die mit simplistischen Wettbewerbskategorien argumentierenden, auf einzelne und angeblich neue Medien festgelegten Auseinandersetzungen der letzten beiden Jahrzehnte verfolgt hat. Das schwache Bild, das jene bezeichnenderweise sogenannte "Medienpolitik" abgegeben hat, entbehrte vor allem jeder kommunikationssystematischen Tiefenschärfe. Das Schärfste - um im Bild zu bleiben - war noch, daß eine von der angewandten wie von der wissenschaftlichen Nutzen- und Nutzungsforschung vielfach überprüfte Alltagserfahrung geflissentlich verdrängt worden ist, und zwar die Tatsache, daß wir alle, daß jeder von uns, daß wir als Nachfrager ein Mehrmedienpublikum abgeben, mit einem ganz bestimmten und bestimmbar publizistischen Zuwendungsverhalten, und das läßt sich nicht über das Angebot, über Auflagenzahl, Kinoplätze oder Programmstunden ausdrücken.

Mit einem anderen Erklärungsmodell können wir jene einfachen polaren Begriffspaare Angebot und Nachfrage oder Kooperation und Konkurrenz nicht nur präzisieren, sondern wahrscheinlich sogar beiseitelegen. Das Modell konzipiert nicht mehr allein Wirtschaftsprozesse, sondern gleich auch Kommunikationsprozesse, nicht nur gesellschaftliche Handlungsprozesse, sondern zugleich auch personelle Verhaltensprozesse - insoweit diese Prozesse durch Veränderungen, beispielsweise durch publizistische Innovation in Gang gesetzt und bedingt sind. Sobald in einem Kommunikationssystem - gestern, heute oder morgen - neue Verfahren der Zeichenaufnahme, der Zeichenübermittlung und der

Zeichenwiedergabe auftreten, sind vier charakteristische Phänomene zu beobachten:

1. das Vergütungsphänomen (Kompensation)
2. das Ergänzungsphänomen (Komplementierung)
3. das Zusatzphänomen (Supplementierung)
4. das Ersatzphänomen (Substitution)

Verkürzt ausgedrückt, haben wir es hier mit Kategorien von Auswirkungen neuer Kommunikationsverfahren in bestehenden Kommunikationssystemen zu tun ²⁾. Bleiben wir bei den elektronischen Verfahren, um diesen Kriterienkatalog zu illustrieren.

Der Telegraph, über Draht (heute: Kabel) oder drahtlos (heute: Funk) hat bekanntlich vielfältige Auswirkungen zunächst im militärischen und dann im zivilen Bereich gehabt und ist übrigens lange Zeit als neues Verkehrsmittel verstanden worden zum Transport ideeller oder immaterieller Güter, wie man damals sagte. Zwar gehörte die publizistische Verwendung des Telegraphen zu den ersten nicht-militärischen Betriebsformen. Aber noch war längst kein neues Medium in Sicht, geschweige denn irgendwelche Anzeichen dafür, daß den beiden Druckmedien Zeitung und Zeitschrift, für die sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts der Sammelbegriff "Presse" eingebürgert hatte, im Telegraphen einen Mitbewerber oder gar eine Substitution, ein Ersatz erwachsen würde. Gleichwohl sollte es im Kommunikationssystem des Kaiserreichs zu folgenreichen Veränderungen kommen, als die historisch sich für zuständig erklärende Betriebsbehörde, die Postverwaltung, die Presse als Anwender des neuen elektronischen Übermittlungsverfahrens gewann. Das Vergütungs- oder Kompensationsphänomen ist bei den Einrichtungen für die Stoffbeschaffung der Presse auszumachen; Nachrichten waren nun schneller und mit größerer Genauigkeit als bisher durch Boten und Briefe, nun durch Telegramm, bald über Fernschreiber und natürlich durch den Fernsprecher, das Telephon, zu bekommen. Das Ergänzungs- oder Komplementierungsphänomen trat bei den selbständigen Korrespondenzbüros auf, die neben ihren Briefdiensten nun besondere Eil- oder Telegrammdienste einrichteten.

Das Zusatz- oder Supplementierungsphänomen machte sich so ausgeprägt bemerkbar, daß nach heutigen Begriffen vielleicht sogar von einem neuen Medium gesprochen werden könnte. Kommunikationsgeschichtlich korrekt stellen die neben den Korrespondenzbüros in den meisten Ländern Europas in dieser zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegründeten Telegraphenagenturen, die heutigen Nachrichtenagenturen, selbstverständlich keine neuen Medien dar, sondern eine zusätzliche publizistische Einrichtung zur Sammlung, Bearbeitung und Verbreitung von Nachrichten und Berichten. Sie haben also keine der bestehenden hilfsgewerblichen Institutionen der Presse ersetzt. Ein Verdrängungswettbewerb oder eine Substitutionskonkurrenz, um ein notorisches medienpolitische Schlagwort aufzugreifen, fand nicht statt.

2) Eine ausführliche Ableitung des Innovationsmodells bietet der Aufsatz des Verf.: Verdrängen oder ergänzen die Medien einander? Innovation und Wandel in Kommunikationssystemen, in: Publizistik, 26. Jg., Heft 2/April-Juni 1981, S. 193-201.

Selbst bei weiteren Veränderungen im publizistischen System, und zwar bei der Tageszeitung, kam es nicht zu Ersatzerscheinungen. Unter den neuen Bedingungen der raschen und billigen, telegraphischen und telephonischen Verfügbarkeit von nationalen und internationalen Nachrichten und Berichten aller Art entwickelten sich allerdings zwei zusätzliche Typen von Tageszeitungen: 1. die Nachrichtenzeitung neben der eingeführten Meinungszeitung, dem Elite- oder Gruppenblatt, und 2. die Kaufzeitung, damals "Generalanzeiger" genannt als Zeitung für alle neben dem eingeführten Kreis- oder Heimatblatt. Es kam zwar zu Wettbewerbsauseinandersetzungen zwischen Verlegern der bestehenden Zeitungstypen und den Verlegern jener Generalanzeiger, doch als eine "neue" Presse wollte man die neuen Zeitungstypen damals nicht verstanden wissen.

Gleichwohl wurde in England und in den Vereinigten Staaten eine Bezeichnung für die tatsächlich innovativen Auswirkungen jener Supplementierung des Kommunikationssystems durch zwei neue Zeitungstypen geprägt, die Bezeichnung "Neuer Journalismus (new journalism)". Dieser Begriff hat einen gewissen heuristischen Wert, um Veränderungen in einem Kommunikationssystem zu entdecken, einzuordnen und zu deuten. Wenn sich Vermittlungsinnovationen in Systemen abzeichnen, dann brauchen sie nämlich nicht zwangsläufig gerade bei den Medieneinrichtungen aufzutreten, bei den publizistischen Betriebsorganisationen. Ein Kommunikationssystem besteht immerhin mindestens aus Publizisten, dem Publikum und den publizistischen Institutionen, den Medien. Deshalb ist übrigens Medienpolitik noch längst keine Kommunikationspolitik und die modische "Medienwissenschaft" allenfalls akademisches Kunstgewerbe. Publizistische Neuerungen, die auf irgendeinem Gebiet, in einzelnen Subsystemen eines Kommunikationssystems einer Gesellschaft aufkommen, sind komplexer Natur, das heißt, sie beeinflussen sowohl andere Subsysteme als auch das Gesamtsystem in ganz bestimmter Weise, nämlich kompensierend, komplementierend, supplementierend oder substituierend. Die eben angeführte Bezeichnung "Neuer Journalismus" im Zusammenhang mit dem Aufkommen neuer Zeitungstypen läßt die Vermutung zu, daß damals nicht diese neuen Zeitungstypen als die publizistische Neuerung verstanden wurden, sondern der Journalismus, der in diesen Blättern praktiziert wurde, war das Neue, die Innovation gewesen. Sie bestand, kurz gesagt, darin, daß mehr und neue Stoffe in neuen Formen dargeboten wurden, wozu neue Journalistentypen, der Nachrichtenredakteur und vor allem der Berichterstatter, der Reporter, notwendig wurden. Als neben den Pressezeichnern und Karikaturisten der Pressefotograph oder Bildberichterstatter trat, breitete sich nach der Jahrhundertwende das aktuelle Bild auch in der Tagespresse aus, zunächst in der großstädtischen Kaufpresse und fast gleichzeitig mit der Kinowochenschau. Diese Entwicklung ist 1919 bezeichnenderweise als "Kinomatisierung der Presse" beklagt worden 3).

3) Vgl. L.(udwig) L.(essen): Das illustrierte Blatt, in: Mitteilungen des Vereins Arbeiterpresse, 20. Jg., Nr. 183 (= Heft 6)/ Juni 1919, S. 3 f. - Der Autor Ludwig Lessen (eigentlich Louis Salomon, 1872-1943) war von 1896 bis 1933 Feuilleton- und zugleich Bildredakteur der Berliner SPD-Zeitung "Vorwärts".

Nun kann fast nicht mehr überraschen, daß auch bei der publizistischen Systemkomponente "Publikum" etwas Neues geschah und sogar schon von den Zeitgenossen auf einen, freilich wiederum englischen Begriff gebracht worden ist: Die neuen Zeitungstypen, wo sich jener Neue Journalismus entwickelte, bekamen auch ihren "Neuen Leser (new reader)". Die meisten dieser Neuen Leser, darunter vor allem Frauen, hatten bisher noch nie oder nur unregelmäßig eine Tageszeitung gelesen, aus einer Reihe von sozialen und wirtschaftlichen Gründen, denen hier nicht nachgegangen werden kann. Wenn heute mit bisweilen hemdsärmeligem Hochmut die Frage gestellt wird, wer denn das alles sehen oder hören könne oder wolle, was auf neuen Kanälen und Kassetten jetzt oder künftig angeboten wird, ganz gleich, ob Neues oder Altes ("Mehr vom Selben"), dann ist auf jeden Fall die Gegenrede angebracht: mehr Leute vom selben Publikum, neue Rezipienten jedenfalls, werden erreicht.

Die erste wirkliche Vermittlungsinnovation der Neuzeit, ein echtes Neues Medium, war der Kinematograph, das Kino mit allem, was dazugehörte: Neue Kommunikatoren, neue Betriebseinrichtungen, neue Rezipienten. Die Geschichte der allmählichen Einbindung des Kinos ins Kommunikationssystem seit der Jahrhundertwende ist noch nicht geschrieben. Zwar sind die Studien zur nationalen und übernationalen oder epochalen Stoff- und Formgeschichte ungezählt. Die Filmgeschichtsschreibung ist ein interdisziplinär beliebtes und bisweilen bis zur Esoterik getriebenes Metier. Wissenschaftliche Kinogeschichte dagegen ist rar, denn ihr geht es darum, nicht nur die Entstehung und Entwicklung der Medieninstitutionen, also der Filmindustrie und ihrer Ausdifferenzierung in die charakteristischen Sparten Herstellung, Verleih und Vorführung zu erforschen, sondern auch die Ausbildung der unterschiedlichen kinopublizistischen Berufe und nicht zuletzt die Entstehung des Kinopublikums. Was wir über die kulturkritische Kinoreformbewegung vor dem Ersten Weltkrieg, über die Gründung der Universum-Film AG (Ufa) im Ersten Weltkrieg oder von Siegfried Kracauer über die Filmwünsche einer bestimmten Berufsgruppe von Kinobesucherinnen in der Weimarer Republik wissen, ergibt, alles in allem, ein noch recht undeutliches Mosaik. Wie kam das Kino nach Johannesthal und nach Babelsberg? Warum wurde das Produkt, der Film, schon sehr früh nicht mehr verkauft, sondern verliehen, oder richtiger, vermietet? Warum nannten sich die Kinos so gern "Theater", bald darauf sogar "Burg" oder "Palast", und warum hieß ein verbreitetes Fachblatt "Licht-Bild-Bühne"? Warum gab es in der Weimarer Republik eine Filmzensur, und warum half hier der Kunstvorbehalt so selten, während er für die Pressekritik lange Jahre der einzige Beweggrund war, die flimmernde Leinwand überhaupt eines, meist ungnädigen, Blickes zu würdigen? Gewiß, zu einigen dieser Fragen gibt es, meist in versteckter Literatur, die eine oder andere Antwort. Systematische Untersuchungen in deutscher Sprache fehlen allerdings darüber, was sich im Kommunikationssystem verändert hat, als das Medium Kino mit seinen Kommunikatoren und Rezipienten aufkam.

Die zweite wirkliche Vermittlungsinnovation der Neuzeit, ein anderes echtes Neues Medium, war der Rundfunk, das Radio, mit allem, was dazugehörte: Neue Kommunikatoren, neue Betriebs-

einrichtungen, neue Rezipienten. Zur Geschichte der Institutionalisierung des Mediums Rundfunk - hier hat sich der Begriff "Organisationsgeschichte" inzwischen eingebürgert - ist der Forschungsstand eindeutig besser als bei der Kinogeschichte. Auch für diese Behauptung können an dieser Stelle keine Gründe ausgebreitet werden. Nur soviel sei gesagt, daß wir, unter dem Blickwinkel der kommunikationshistorischen Forschung, über die Medieninstitutionen Presse und Rundfunk heute mehr wissen als über die Medieninstitution Kino. Dieser Mangel macht sich übrigens besonders unangenehm bemerkbar, sobald die Geschichte des zweiten Rundfunkmediums, des Fernsehens, geschrieben werden soll. In der Fachpublizistik der zwanziger Jahre waren anstelle des Wortes "Fernsehen" eine Reihe von Bezeichnungen in Gebrauch, die semantisch auf das ältere Bildmedium Kino/Film zurückweisen, beispielsweise "drahtloser Film" (Dezember 1925), "Fernkino" (1928), "Filmfunk" (1929) 4). Vor allem die beiden Komposita lassen die kommunikationssystematische Unsicherheit bei der Entstehung des Fernsehens erkennen. Man glaubte oder hoffte, es mit einem hybriden Medium zu tun zu haben, ähnlich wie in jüngerer Zeit, als die Bezeichnung "Bildschirmzeitung" propagiert wurde. Erst kürzlich hieß es über Video mehr ängstlich als forsch, es handle sich dabei um "ein Zwitterwesen, weder Kino noch Television" 5). Während also die Institutionengeschichte der Presse und des Rundfunks gegenwärtig besser dasteht als die des Kino, ist es, was die Medieninhalte angeht, genau umgekehrt. Die Stoff- und Formengeschichte der Presse und des Rundfunks (Programmgeschichte) läßt noch mehr zu wünschen übrig als die des Kino mit seiner internationalen und vielfältigen Filmgeschichte.

Die Kommunikatorgeschichte hat zwei Gesichter, die publizistische Biographie und - weniger bekannt - die publizistische Berufsgeschichte. Dabei sind die Autobiographien und Erinnerungen noch ein Kapitel für sich, auf das hier nicht eingegangen werden soll. Es gibt eine stattliche Anzahl von Biographien über Publizistinnen und Publizisten der Presse, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, - die wenigsten allerdings aus dem deutschsprachigen Raum. Ähnliches gilt für die Kinobiographie mit der bemerkenswerten Einschränkung, daß ein Kinoberuf deutlich überrepräsentiert ist und vor allem qualitativ breit streut, was die Biographien betrifft, der Beruf der Darstellerinnen und Darsteller. Bei den ungezählten Büchern über Regisseure handelt es sich jedoch meist gar nicht um wirkliche Biographien, sondern um etwas, das man als Ergographie bezeichnen könnte, die Chronik ihrer Filmarbeit. Wo aber sind die Biographien deutscher Filmunternehmer oder Produzenten? Wer schreibt die Biographie über Ludwig Klitzsch oder über Erich Pommer?

4) Zu den Belegen für die einzelnen Begriffe vgl. d. Verf.: Rundfunkpolitik der Weimarer Republik. München 1980, passim; eine Begriffsgeschichte für das Wort "Fernsehen" steht leider noch immer aus.

5) Vgl. den redaktionellen Vorspruch zu Dieter Stole: Szenen einer schwierigen Ehe. Der Vormarsch der Unterhaltungskonserve verändert den Konflikt (!) zwischen Bildschirm und Leinwand, in: Rheinischer Merkur, 38. Jg., Nr. 44 vom 4.11.1983, S. 19.

Wo bleiben endlich die Biographien über Hans Bredow oder auch über Josef Räuscher? Eine deutsche Rundfunkbiographie gibt es noch nicht. Einige Rundfunkpublizisten sind in die Neue Deutsche Biographie eher durch Zufall hineingeraten, während das biographische Wörterbuch "Männer der Funktechnik" (1983) im Gegensatz zu seinem hochtrabenden Titel nur sehr begrenzten wissenschaftlichen Wert hat 6). Die Personalchroniken und Nachrufe in einzelnen Fachblättern sind bescheidene Versuche der Datensammlung. Dabei sind publizistische Lebensbeschreibungen unentbehrlich für die Geschichte der Kommunikationsberufe, und eine solche Geschichte kann methodisch nicht medienfixiert angelegt sein, jedenfalls nicht im ersten Schritt. Vielmehr haben die berufsgeschichtlichen Kategorien wie Arbeitsteilung, Tätigkeitsmerkmale, Selbstverständnis, Mobilität - beispielsweise von einem Medium zum andern und wieder zurück - und nicht zuletzt die Vertretungsorganisation hier den Vorrang. Wo kamen die Leute her, beruflich, die vor 80 Jahren anfangen, buchstäblich Filme zu drehen, und vor 60 Jahren anfangen, Rundfunkprogramme nach bestimmten Vorbildern zu entwickeln? Wie begannen sie ihre Arbeit, die Medienproduktion, zu organisieren, und was brachten sie mit an Professionalität oder was entwickelten sie neu, um dem Medium gerecht zu werden? Solche Fragen lassen sich nicht mit den Kategorien von Kooperation und Konkurrenz beantworten. Vielmehr muß versucht werden, jene eingangs aufgezählten Kategorien der Auswirkungen neuer publizistischer Arbeitsbedingungen und Herstellungsverfahren im Kommunikationssystem einmal zu erproben. Eine Analyse der Kompensations- und Ergänzungsphänomene, der Zusatz- und Ersatzphänomene würde auch in der Kommunikatorgeschichte die Forschung ein gutes Stück weiterbringen können.

Und nicht nur dort, sondern am Ende auch in der Rezipientengeschichte, in der historischen Publikumsforschung, wo es um die Entstehung und Entwicklung jener neuen Leser, Hörer und Zuschauer geht.

Die beiden Pressemedien Zeitung und Zeitschrift, das Kino und die beiden Rundfunkmedien Hörfunk und Fernsehen sind heute die bereits als klassisch geltenden publizistischen Mittel der nachindustriellen Gesellschaft. Ein wirklich "Neues" Medium ist heute nicht in Sicht. Was sich aus den komplexen typographischen und elektronischen Aufzeichnungs-, Verbreitungs- und Wiedergabesystemen, auf die jene klassischen Medien gegründet sind, entwickeln wird, dürften in nächster Zukunft allenfalls Systemderivate sein, mehr und andere Abkömmlinge vom selben Übermittlungssystem.

6) Eine gruppenbiographische Untersuchung über die Mitglieder der Politischen Überwachungsausschüsse bei den deutschen Rundfunkgesellschaften bis 1932 wurde kürzlich von Hubert Konert in Münster als Magisterarbeit vorgelegt.

Wolfgang R. Langenbucher

VERDRÄNGUNG ODER ERGÄNZUNG DER MEDIEN UNTEREINANDER

Vortrag bei der 14. Jahrestagung des Studienkreises am 17. September 1983 in München

Erlauben Sie, daß ich mit einem Zitat beginne: "Andererseits ergibt sich gewissermaßen als ein Grundgesetz der Entwicklung des Nachrichtenwesens, daß die einfachsten Mittel, Formen und Methoden, wenn sie nur einmal eingebürgert und brauchbar befunden worden sind, auch von den vollkommensten und höchst entwickelten niemals wieder gänzlich und dauernd verdrängt und außer Gebrauch gesetzt werden können, sondern sich neben diesen erhalten, nur daß sie genötigt werden, andere Aufgaben und Verwertungsgebiete aufzusuchen. Denn nicht nur die Nachrichtenmittel, ihre Leistungen und Verwendungsmöglichkeiten vermehren und steigern sich unausgesetzt, auch das Gebiet ihrer Verwendung und Ausnützung ist in fortwährender Erweiterung und Vertiefung begriffen. Sie machen einander die einzelnen Felder dieses Gebietes streitig, finden aber in dem fortschreitenden Prozeß der Arbeitsteilung alle nebeneinander genügend Raum und Aufgaben zu ihrer Entfaltung, bemächtigen sich verlorener Gebiete wieder und erobern Neuland dazu." 1)

In diesem Zitat ist eigentlich alles zu meinem Thema gesagt und ich brauche nur noch für diejenigen, die keine kommunikationswissenschaftlichen Proseminare besucht haben, die Quelle nachzutragen: "Das Nachrichtenwesen des Altertums - Mit besonderer Rücksicht auf die Römer" von Wolfgang Riepl, erschienen 1913. Auch in der neuesten Literatur, also 70 Jahre später, wird dieses Ergebnis rundum bestätigt und kaum mit neuen Aspekten versehen. "Verdrängen oder ergänzen die Medien einander?" fragte Winfried B. Lerg 1981 und beantwortete diese Frage gleich auf der ersten Seite seines Aufsatzes: "Tatsächlich kann als Konstante der Kommunikationsgeschichte gelten, daß noch niemals ein neues Medium ein älteres verdrängt hat." 2) Im gleichen Jahr äußerten sich zwei Mitarbeiter von Prognos über die "Entwicklungsbedingungen der neuen Medien bis 1990" und bestätigten: "Zunächst einmal wird man auf der Basis vergangener Erfahrungen davon ausgehen dürfen, daß es mit Sicherheit nicht zu einer für die einzelnen klassischen Medien vernichtenden Substitutionskonkurrenz kommen wird. Statt dessen werden sich neue Komplementaritätsbeziehungen einspielen." 3) Zwei Jahre später werten Pfifferling und Wiedemann die ersten Umfragen über den "Video-boom und Fernseh-Konsum" aus und kommen am Ende zu dem beruhigenden Ergebnis, daß auch hier wieder die These bestätigt wird, "daß neue Medien die alten nicht verdrängen, sondern vielmehr komplementär ergänzen". 4)

Ich denke: mein Thema ist ein Unthema. Alle Forschungsergebnisse lassen beruhigenderweise die Zusammenhänge als absolut unproblematisch erscheinen. In einem merkwürdigen Gegensatz zur Sicherheit dieser 70 Jahre alten Erkenntnis steht allerdings der praktische Ablauf der Diskussionen und Auseinandersetzungen, die immer wieder aufkommen bei der Einführung eines neuen Mediums. Hier hat sich eine Art Drei-Phasen-Gesetz von Angst, Euphorie und Realismus herausgebildet. Die Angst besteht immer darin, daß man die neue Konkurrenz fürchtet; die Euphorie ist

dann Resultat der Entdeckung, daß es doch zu einer Komplementarität gekommen ist, und der Realismus besteht dann darin, daß man mit dem vermeintlichen Konkurrenten möglichst vorteilhaft kooperiert.

Eine Nebenbemerkung: Ich habe den Eindruck, daß die Rundfunkanstalten zur Zeit in einer Art antizipierender Anpassung schon eine Realismus-Phase praktizieren, und dies zehn Jahre vor einer Entwicklung, die sie vielleicht einmal dazu zwingen könnte! Sie verschenken damit die relativierende Phase der Euphorie, weil sie die Angst vor der privaten Konkurrenz schon jetzt zu den eigenen Planungsgrundlagen machen.

Was sind nun die Befunde, die diese herrschende Lehre von der stets sich einstellenden Komplementarität der Medien stützen? In ihrer Untersuchung "Kommunikationsverhalten und Buch" hat Infratest 1978 sechs Gründe hervorgehoben, die als globale Tendenzen erklären, warum es in den vergangenen Jahren nicht zu Substitutionsprozessen zwischen den Medien gekommen ist:

1. "Die Nutzung eines Mediums macht Appetit auch auf die Nutzung anderer Medien (was in der angelsächsischen Medienforschung auf die einfache Formel "The more, the more" gebracht wird)..."
2. Vor allem in den letzten zehn Jahren beobachten wir - auch bei denjenigen Medien, die ursprünglich mehr "Familien-Medien" waren - eine verstärkte Individualisierung des Nutzungsverhaltens...
3. Wiederholte Aufnahme gleicher Inhalte ist charakteristisch für alle Lernvorgänge. ... Diese Neigung zur Repetition bezieht sich zweifellos nicht nur auf formal informatives, sondern auch auf einen großen Teil der Unterhaltungsangebote. ...
4. Bei der Repetition gleicher Inhalte über verschiedene Medien erweist sich häufig, daß die Inhalte durchaus nicht so gleich sind oder zumindest nicht als völlig gleichartig empfunden werden. Die medienspezifischen formalen Eigenheiten verhindern offensichtlich, daß die Repetition vom Eindruck der Monotonie bzw. Redundanz begleitet wird.
5. Medien unterscheiden sich nicht nur dadurch, daß sie gleiche Inhalte unterschiedlich präsentieren. Tatsächlich decken ja die verschiedenen Medien keineswegs das gleiche inhaltliche Spektrum ab...
6. Schließlich ist daran zu erinnern, daß die Medien mehr oder minder bewußt aufeinander reagiert haben; diese Reaktions- bzw. Anpassungsprozesse dürften mit dazu geführt haben, Substitutionsprozesse zu verhindern." 5)

Es ist natürlich unbefriedigend, nun diese herrschende Lehre einfach zusätzlich noch zu bestätigen und mit weiterem Material zu legitimieren. Und wie ist dies - einfach auf einer Plausibilitätsebene - mit der Tatsache in Einklang zu bringen, wieviele

Stunden der Fernsehzuschauer vor dem Apparat verbringt? Die üblichen Durchschnittszahlen verbergen ja, was sich vor dem Fernsehapparat wirklich abspielt.

Tabelle 1

Verteilung des Zeitaufwands für Mediennutzung in der Freizeit nach Intensitätsgruppen

	Tageszeitung		Hörfunk		Fernsehen	
	Mo-Fr	Sa	Mo-Fr	Sa	Mo-Fr	Sa
In der Freizeit genutzt	40	39	42	35	74	78
durchschnittlicher Zeitaufwand der Gesamtbevölkerung in Minuten +	22	23	43	46	109	141
durchschnittlicher Zeitaufwand der Nutzer in Minuten ++	55	59	102	131	147	181
Häufigkeitsverteilung der Nutzungsdauer: ++						
bis 1 Std.	79	74	49	36	18	13
1 - 2 Std.	16	21	22	26	27	21
2 - 3 Std.	4	4	14	15	29	25
3 - 4 Std.	1	0	8	11	16	17
4 - 5 Std.	0	1	4	3	7	11
mehr als 5 Std.	0	0	3	9	3	13

+ Basis: alle befragten Personen

++ Basis: Personen, die am Stichtag das entsprechende Medium in der Freizeit genutzt haben

Angaben in Prozent bzw. Minuten

Wie lassen sich die Quantitäten dieser Tabelle mit der herrschenden Lehre von der Komplementarität so ohne weiteres in Einklang bringen? 55 Prozent derer, die an einem Werktag fernsehen, tun dies mehr als zwei Stunden und immerhin noch 26 Prozent mehr als drei Stunden. Samstags geht die Nutzungszeit noch weiter nach oben, zwei Drittel verbringen mehr als zwei Stunden vor dem Fernsehapparat und 41 Prozent mehr als drei Stunden. Und haben wir nicht auch angesichts der Langzeit-Ergebnisse das Problem von Substitution und Komplementarität zu schnell abgehakt? Alle Untersuchungen der letzten Jahre über Tagesablauf und Zeitbudget der Bundesbürger haben ergeben, daß das stetige Anwachsen der Freizeit auch zu einem stetigen Anwachsen der Zeit geführt hat, die zu Hause verbracht wird. Dabei wurden alle anderen Bereiche des Kommunikationsverhaltens im Verhältnis zum Medienkonsum zu einer Residualkategorie. Diese Tendenz, die vor allem Hörfunk und Fernsehen zugute kam, war zumindest bis zum Beginn der achtziger Jahre ungebrochen und führte

insbesondere zu so hohen Zeitanteilen für das Fernsehen, daß man sich vergleichsweise nur noch vom Auto fragen mag, ob es das Verhalten der Menschen ebenso stark verändert hat wie das Fernsehen. Deshalb hat Gerbner ja wohl mit guten Gründen gefragt, ob man hier nicht von einer Art neuer sozio-demographischer Variablen sprechen müsse. Damit ist nicht die klassische Frage der Wirkung des Fernsehen gemeint, die von den einzelnen Programminhalten ausgehen mag, sondern die Wirkung jenseits aller Inhalte, die von dem gewaltigen Einfluß des Fernsehens auf die Strukturierung und Organisation des alltäglichen Lebens fast aller Menschen ausgeht.

Woher bezieht die herrschende Lehre vor einem solchen Hintergrund eigentlich ihre Plausibilität? Was sind ihre kommunikationstheoretischen und ihre medientheoretischen Begründungen? Ein kurzer Rückblick zur Thematisierung dieser Problematik ist ernüchternd. Er zeigt, daß - trotz Riepls grundlegendem Werk - alles in den sechziger Jahren unter dem Vorzeichen von Medieninteressenpolitik begann. Es fing an mit der Behauptung der Zeitungsverleger, daß es eine "Wettbewerbsverzerrung" zwischen Rundfunk, Fernsehen und Tageszeitungen gäbe. Im Jahre 1964 wurde die "Kommission zur Untersuchung der Wettbewerbsgleichheit von Presse, Funk/Fernsehen und Film" berufen, die 1967 ihren Bericht vorlegte. Die Rundfunkanstalten haben damals eine mehrbändige Dokumentation herausgebracht mit dem Titel "Rundfunkanstalten und Tageszeitungen". Im Band 4 dieser Dokumentation wurde auch die Studie "Massenkommunikation - Ergänzung oder Konkurrenz der Massenmedien" veröffentlicht. Von den empirischen Daten her sind ihre Ergebnisse bis heute die entscheidende Quelle für das, was man die herrschende Lehre nennen muß. Es waren also keine medientheoretischen Ableitungen, sondern es war das Resultat von Medien- und Pressepolitik, das die Fragestellungen bestimmt hat. Aus der Sicht von heute fragt man sich, wer damals eigentlich auf die aberwitzige Idee kommen konnte, daß dieses flimmernde neue Medium tatsächlich die Tageszeitung ersetzen könnte. Nun, es war eine Denkschrift der Zeitungsverleger und es waren Vorträge und Aufsätze einzelner Verleger, die die Forderungen nach Zugang zu neuen Fernsehprogrammen begründen sollten. Die Studie "Massenkommunikation" hat sich dann von ihrem medienpolitischen Zweck abgelöst und ist - mit guten Gründen - zur vielgelobten Langzeit- und Grundlagenstudie geworden, aber ihre damals vorgenommene Dimensionierung der Probleme war von medienpolitischen Interessen abgeleitet. Diese hatten eine allzu enge, intermediäre Fragestellung erzwungen.

Werden wir damit eigentlich dem Fernsehen, dessen Aufkommen diese Problematik ja erst so dringlich gemacht hat, gerecht? Bekommen wir, was Fernsehen funktional bedeutet, wirklich in den Griff, wenn uns das Problem von Verdrängung oder Ergänzung der Medien nur als ein Problem der Medien untereinander interessiert? Ich möchte die Selbstverständlichkeit, mit der "die zentrale Hypothese eines nicht substitutiven Wettbewerbsverhältnisses zwischen den Medien" 7) immer wieder bestätigt wurde, zumindest durch ein paar gedankliche Gegenproben einmal in Frage stellen. Ich weiß, daß solche Wenn-Analysen historisch immer ein wenig lächerlich sind, aber vielleicht können sie doch

eine ergiebige Sichtweise eröffnen. Was wäre gewesen, wenn das Fernsehen nicht entstanden und sich nicht ausgebreitet hätte? Welche Potentialitäten anderer Art hat das Fernsehen verdrängt? Welche könnte es unter besonderen Bedingungen verdrängen?

Da sind beispielsweise die Antworten auf die immer wieder gestellte Frage, welche Informationsquellen man denn behalten würde, wenn man nur noch eine zur Verfügung hätte. Aus einer neueren Studie ist zu entnehmen, daß in einem solchen Falle 46 Prozent das Fernsehen bevorzugen würden, 23 Prozent Tageszeitung und 22 Prozent den Hörfunk 8). Deutet eine solche hypothetische Fragestellung nicht auf einen Verdrängungszusammenhang hin? Er wird zwar nicht eintreten, weil diese Krisensituation nicht eintritt, aber daß es hier erhebliche Verdrängungspotentiale gibt, wird damit doch angedeutet.

Oder eine andere Wenn-Frage, zu der die gleiche Untersuchung provoziert: Was wäre, wenn die über 40 Prozent an Freizeit werktags und 50 Prozent samstags/sonntags, die heute durch das Fernsehen absorbiert werden, auf einmal zur freien Disposition stünden?

Oder eine ganz andere Frage: Was wäre aus dem Film geworden, wenn das Fernsehen nicht zum Heimkino geworden wäre?

Es gibt eine andere Langzeitstudie, die uns auf solche Fragen einige Teilantworten gibt, obgleich in ihr die Mediennutzung nur am Rande vorkommt. Das Institut für Demoskopie Allensbach hat 1979 eine Befragung wiederholt, die erstmals 1953 durchgeführt wurde.

(Siehe Tabelle 2 auf Seite 159)

Beim Vergleich von 1953 und 1979 zeigen sich zwei Bereiche, in denen eine dramatische Veränderung stattgefunden hat. Eines ist "in die Kirche" gehen: 35 Prozent - 1953, 18 Prozent - 1979; das zweite ist, "ins Kino" gehen: 24 Prozent - 1953, 9 Prozent - 1979.

Beim Kino gibt diese Studie noch einen weiteren Hinweis: (Siehe Tabelle 3 auf Seite 159)

Seit Jahren nicht in Kino gewesen: 1953 - 33 Prozent; 1979 - 65 Prozent. Ich denke, hier stellen sich die Zusammenhänge vielleicht doch ein bißchen anders dar. Eine weitere Frage aus dieser Studie war, wohin man mit der Familie geht: Ins Kino 1953 - 52 Prozent, 1979 nur noch 31 Prozent 9).

Eine Nebenbemerkung mehr methodischer Art: müßte nicht unser Thema auch sein, daß es das Fernsehen eigentlich nicht gibt, sondern ein Transportmittel, das u.a. Heimkino ist? Wir sollten dann fragen: was hat der Film, der heute über mehrere Kanäle distribuiert wird, eben als "Kino-Kino", als "Fernseh-Kino", als "Video-Kino" und demnächst als "Abonnement-Kino" - was hat der an neuen Strukturen im Nebeneinander dieser verschiedenen Distributionskanäle entwickelt? Wie hat sich die Tatsache, daß Kinofilme nicht mehr nur über einen Kanal verbreitet werden, ausgewirkt auf die Inhalte der Filme, auf die

Tabelle 2

Wohin man häufiger geht

Frage: "Hier ist eine Liste. Können Sie mir sagen, wohin Sie häufiger gehen?" (Vorlage einer Liste)

	<u>Insgesamt</u>		<u>Männer</u>		<u>Frauen</u>	
	1953 %	1979 %	1953 %	1979 %	1953 %	1979 %
Zu Einladungen bei Freunden und Bekannten	31	64	29	62	30	65
Zu Spaziergängen	53	57	53	50	54	63
Wochenendfahrten, Wande- rungen, Reisen	19	41	23	42	17	40
Zu Besuch bei Nachbarn	14	26	13	23	15	30
Zu Sportveranstaltungen	18	24	33	38	7	11
Zu Vereinsveranstaltungen, Klubveranstaltungen	14	23	23	32	7	15
In die Kirche	35	18	29	15	39	22
Konzerte, Theater	17	15	18	13	17	16
Zum Kartenspielen	7	13	13	20	2	7
Ins Kino	24	9	26	12	23	6
Zu Betriebsfesten	6	7	8	10	4	6
Zu Parteiabenden, Wahl- veranstaltungen	2	4	4	5	1	3
Nichts davon	4	3	3	2	5	4
Gehe nirgendwo häufiger hin	7	2	5	2	9	2
	<u>251</u>	<u>306</u>	<u>280</u>	<u>326</u>	<u>230</u>	<u>290</u>

Quelle: Allensbacher Archiv, Ifo-Umfragen 225, 1287 (Halbgruppe)

Tabelle 3

Kinobesuch

Frage: "Wie oft gehen Sie ins Kino?"

	<u>Insgesamt</u>		<u>Männer</u>		<u>Frauen</u>	
	1953 %	1979 %	1953 %	1979 %	1953 %	1979 %
Mehr als einmal wöchent- lich	3	x	4	1	3	x
Einmal wöchentlich	10	1	10	1	9	1
Zwei- oder dreimal im Monat	10	5	10	6	10	3
Einmal im Monat	12	8	13	11	12	7
Weniger als einmal i.Mon.	32	21	30	21	32	20
Seit Jahren nicht im Kino gewesen	33	65	33	60	34	69
	<u>100</u>	<u>100</u>	<u>100</u>	<u>100</u>	<u>100</u>	<u>100</u>

Quelle: Allensbacher Archiv, Ifo-Umfragen 225, 1287

Produktionsbedingungen, auf die Nutzung, auf das ästhetische Erlebnis derer, die Filme sehen? Verdrängung oder Ergänzung dieser für Film spezifischen Distributionssysteme untereinander sollte dann das Thema sein, und nicht die Frage, wie Fernsehen insgesamt und "Kino-Kino" sich zueinander verhalten. Zumindest wissenschaftlich scheint mir das die interessantere Frage zu sein.

Eine weitere Wenn-Frage könnte sich auf den immer undiskutiert positiv gesehenen Zusammenhang von Bildungsstand und Lektüre beziehen. Die ersten großen Buchmarktstudien, die in den fünfziger und frühen sechziger Jahren gemacht wurden, haben diesen direkten Zusammenhang bestätigt. Lektüre- und Buchpolitik war damals Kulturpolitik und Bildungspolitik, weil man sicher war, daß eine Verbreitung höherer Bildung in der Gesellschaft auch dazu führen wird, daß Buchlektüre und Lektüre anderer Art sich parallel und linear korreliert damit verbreiten wird. Dies ist nicht eingetroffen. Mir scheint die Frage erlaubt zu sein, ob nicht eine solche Wenn-Analyse auch hier deutlichere und klarere Antworten gibt, die von der herrschenden Lehre notwendigerweise abweichen.

Ganz pauschal lautet meine Wenn-Frage: Was wäre denn passiert, wenn die Freizeit in dem gleichen Zeitraum, als sich das Fernsehen verbreitet hat, nicht so rapide angewachsen wäre? Wenn das Fernsehen in den fünfziger und sechziger Jahren mit den anderen Medien um ein gleichbleibendes Zeitbudget konkurriert hätte? Ich behaupte: wenn wir diese Frage analytisch durchdiskutieren, dann kommen wir doch neuen Aspekten meiner Thematik nahe. Lassen Sie mich eine Zwischenbilanz versuchen: Das Fernsehen hat deshalb nichts verdrängt, weil eine unerschöpfliche Ressource zur Verfügung stand, nämlich die kontinuierlich zunehmende Freizeit. Die anderen Medien haben von der zunehmenden Freizeit nur sehr wenig profitiert, sie mußten sogar teilweise rückläufige Nutzungszeiten in Kauf nehmen, wie etwa die Tageszeitung. Wenn diese These richtig ist, dann ist die herrschende Lehre vor allem ein großer PR-Erfolg der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten. Die herrschende Lehre verdeckt, was an Potentialitäten tatsächlich verdrängt wurde.

Ich will versuchen, dieses Infragestellen der herrschenden Lehren thesenartig ein wenig weiter zu diskutieren und dazu den Begriff der "funktionalen Äquivalenz" einführen. Für sehr viele Handlungsformen, die der Mensch entwickelt hat, gibt es funktional gleichwertigen Ersatz. Wofür ist Fernsehen eigentlich eine funktionale Äquivalenz? Nur für Medien herkömmlicher Art? Sind Fernsehen und Hörfunk auf Grund ihrer Vermittlungsbedingungen nicht etwas ganz anderes als die herkömmlichen Medien? Eine der interessantesten Antworten, die ich auf solche Fragen fand, ist ziemlich alt. Sie findet sich in dem Aufsatz "Die Welt als Phantom und Matrise" des erstmals 1956 erschienenen Buches "Die Antiquiertheit des Menschen" von Günther Anders. Zumindest in Europa war damals noch nicht absehbar, wie sich dieses "neue" Medium entwickeln würde. Damals mögen diese Überlegungen eines Philosophen wie die übliche elitäre Kulturkritik geklungen haben. In den seitdem vergangenen dreißig Jahren hat sich aber eine Empirie eingestellt, die - so meine ich -

mit Hilfe dieser Medienanthropologie einmal reanalysiert werden sollte, um über die Plattheiten unserer gängigen Einschätzung des Fernsehens hinauszukommen. Ich kann nur einen kleinen Ausschnitt dieses dichten und anregenden Essays zitieren: "Denn daß die Ereignisse - diese selbst, nicht nur Nachrichten über sie -, daß Fußballmatches, Gottesdienste, Atomexplosionen uns besuchen; daß der Berg zum Propheten, die Welt zum Menschen statt er zu ihr kommt, das ist, neben der Herstellung des Massenereimten und der Verwandlung der Familie in ein Miniaturpublikum, die eigentlich umwälzende Leistung, die Radio und T.V. gebracht haben." 10)

Wenn wir dies als den Ansatz einer Medientheorie des Fernsehens akzeptieren, dann wird deutlich, daß wir bisher Äpfel mit Birnen verglichen haben, wenn wir immer nur nach einer Komplementarität oder Konkurrenz der Medien untereinander gefragt haben. Die funktionalen Äquivalenzen des Fernsehens sind nicht primär andere Medien, sondern sehr viel komplexere Zusammenhänge menschlichen Handelns.

Dazu noch einige - teilweise gewiß spekulative oder bestenfalls heuristische - Gedanken, die den engen Zusammenhang von Freizeit und Fernsehen interpretativ vertiefen 11). Der Pädagoge Dieter Baacke versucht dies mit der Frage: "Fernsehen als Handlungszug?" und zieht Theorien des Alltagslebens zur Deutung heran: "Die Mediennutzungskapazitäten folgen genau den Alltags-Zwängen. Die Diskussion darüber, ob die 'Hauptnachrichten' um 19 oder 20 Uhr gesendet werden sollen, sind nicht nur vordergründig pragmatischer Natur. Sie dienen dem Ziel, daß die Medien sich so fugenlos wie nur möglich den Alltagsabläufen anpassen. Damit werden sie selbst zum Bestandteil dieses Alltags, ja zu einem seiner wichtigsten Träger, und holen damit auch die Freizeit, für die sie stehen, in diesen Alltag hinein. Vom 'Morgengruß' des Hörfunks bis zum Nachtprogramm ziehen sie Zeitfurchen in unseren Alltag - immer die gleichen, freilich auch beständige. Dabeigeben sie mehr als nur technischen Orientierungshilfen. Vielmehr werden sie in einer glaubens- und feierlosen Zeit zu ritualisierten Angeboten, deren Hauptzweck oft einfach der ist, daß dieses Angebot besteht. Die Stimme des Nachrichtensprechers ersetzt das Murmeln des Priesters am Altar; Morgensegen und Nachtgebet werden durch Früh- und Spätprogramme ersetzt. In der Wiederholung ist Sicherheit. Freilich: Dieses Ritual verweist nicht mehr auf einen Sinn, dem es dient - es ist oft selbst der Sinn geworden. Fazit: Die Subsumption der Freizeit unter das Kalkül des Alltags ist vollkommen, und die Medien sind die entscheidenden Verbindungslieder." 12)

Die These lautet also: Zwischen Fernsehen und Religion gibt es eine funktionale Äquivalenz. Ich halte das für eine außerordentlich fruchtbare Arbeitshypothese und wäre froh, wenn sich einmal Religionssoziologen fänden, die das weiterverfolgen würden. Ich würde mich auch nicht wundern, wenn ein Marxist, der früher formuliert hat: "Religion ist Opium für das Volk", heute formulieren würde: "Fernsehen ist Opium für das Volk". Jedenfalls sehe ich hier, was Verhaltensstabilität, Strukturierung des Alltags anlangt, außerordentlich tiefe Zusammen-

hänge, die bisher in der Deutung des Fernsehens nicht fruchtbar gemacht wurden. Sie müssen sich selbstverständlich nicht nur auf diesen rituellen Aspekt beziehen, sondern auch auf inhaltliche Dinge. Vielleicht kann man auch so etwas wie den Erfolg von "Dallas" besser verstehen, wenn man ihn als eine Form von Wertevermittlung religiösen Charakters versteht?

Einem ganz anderen Äquivalenz-Zusammenhang kam Marie-Luise Kiefer in einer neueren Auswertung der schon mehrfach erwähnten "Massenkommunikationsstudie" auf die Spur: "Überdurchschnittliche Zuwendung zum Medium Fernsehen ist als Indikator für eine bestimmte soziale Situation zu werten. Überdurchschnittliche Reichweiten erzielt das Medium bei und zeitlich am intensivsten genutzt wird es von den Älteren, den formal schlechter Ausgebildeten, den nicht Berufstätigen mit niedrigem Einkommen. Übergreifende Klammer könnte ein Mangel an Alternativen sein. Neben familiären Verpflichtungen schränken sinkende Mobilität im Alter, ein bildungsbedingtes begrenztes Spektrum an (Freizeit-)Interessen und mangelnder finanzieller Spielraum die Möglichkeiten ein, das Fernsehen übernimmt Kompensationsfunktion. Natürlich, um hier Fehlinterpretationen vorzubeugen, ist das Fernsehen nicht nur ein Medium der mangelnden Alternativen, sondern erfüllt, wie die Ergebnisse der Studie 'Massenkommunikation' ebenfalls bestätigen, eine Vielzahl wichtiger sozialer Funktionen, die von dem Bundesbürger durchaus erkannt und anerkannt werden. Hier geht es um die Gruppe mit besonders intensiver Fernsehnutzung, und da verweisen die Ergebnisse auf soziale Unterprivilegierung." 13)

Wenn man diese Thesen zum Zusammenhang von Fernsehen und Freizeit, Religion, sozialer Unterprivilegierung kulturkritisch wendet, so läßt sich vielleicht verallgemeinern: Fernsehen ist das funktionale Äquivalent all jener nicht eingetretenen Erwartungen hinsichtlich kultureller, sozialer und politischer Aktivitäten, die an Wohlstand, Bildung und Freizeit von all denen geknüpft wurden, die für Wohlstand, Bildung und Freizeit gekämpft haben. Wir haben zwar Wohlstand, Freizeit und Bildung erreicht, aber nicht das, was damit an kulturellen, sozialen und politischen Hoffnungen verknüpft war. Wenn wir nicht zu der Meinung kommen, daß die Tatsache des Fernsehens genau die Erfüllung dieser Hoffnungen der abendländischen Geschichte ist!

Wie dem auch sei - es wundert mich jedenfalls nicht, daß die Ausbreitung des Fernsehens auch begleitet ist von regelmäßigen Wutausbrüchen der kulturellen Eliten gegen diese multifunktionale Substitutionsgewalt des Fernsehens. Aus meiner inzwischen reichen Sammlung nur wenige Zitate. Jörg Drews stellte 1979 "Tagträumereien" über eine "Welt ohne Fernsehen" an: "Paris. Den Streik der Angestellten des französischen Fernsehens nützte eine Gruppe von Sozialpsychologen zu einer sofortigen Begleitstudie. Ihr Ergebnis: Die frustrierten Zuschauer reagierten auf das allabendliche Ausbleiben des Fernsehprogramms wie Süchtige auf Drogenentzug, mit anfangs stark erhöhter Nervosität. Profitiert vom Fernsehstreik haben vor allem die Kinobesitzer: In elf Tagen verkauften sie allein in Paris etwa 350 000 Kinokarten mehr; Restaurants und Museen hatten Hochbetrieb; die Kinder waren morgens in der Schule besser ausgeschlafen.

So weit die Rundfunkmeldung, wie ich sie in der Eile notieren konnte. Sie berichtete von einer kleinen Utopie. Was wir brauchen, ist aber die größere, nämlich: Das Fernsehen muß verschwinden, es hat keine Existenzberechtigung, es ist ein Übel, ein Irrweg. Außer der Tatsache, daß es das Fernsehen gibt, gibt es kein ernstzunehmendes Argument dafür, und jeder weiß das auch." 14)

Der Sozialpädagoge C. Wolfgang Müller plädiert für die Abschaffung des Fernsehens (und der Fernsehseiten): "Gerade das gute, das anspruchsvolle, das Maßstäbe setzende und Maßstäbe beachtende deutsche Fernsehen ist eine besondere Bedrohung für unsere Freizeit und für unser Leben aus erster Hand; gerade die gute, die anspruchsvolle, die Maßstäbe setzende und Maßstäbe beachtende deutsche Fernsehkritik ist ein besonders hochwertiger Helfershelfer eben dieser besonderen Bedrohung. Also:

gute Fernsehseiten helfen, Maßstäbe zu setzen für gutes Fernsehen;

gutes Fernsehen bedroht unsere Chancen, aus erster Hand zu leben;

nicht Fernsehen schlechthin ist schlecht, sondern gutes Fernsehen;

nicht schlechte Fernsehseiten sind eine Bedrohung unserer Freizeit, sondern gute Fernsehseiten.

Gute Fernsehseiten - in meinem Sinne - wären Fernsehseiten, die uns regelmäßig und schulterklopfend bestätigen, daß wir in der letzten Woche nichts versäumt haben, wenn die Röhre kalt geblieben ist. Das beste, das menschlichste Fernsehen ist ein Fernsehen, das zu sehen sich nicht lohnt." 15)

Das sind erfrischende, aber natürlich auch - gewollt - naive Attacken. Denn ohne die, die Freizeitlangeweile, die Religion und die soziale Unterprivilegierung substituierenden Valenzen des Fernsehens wären in den letzten dreißig Jahren in den (nur westlichen?) Industriegesellschaften gigantische Probleme entstanden, die in einem so kurzen Zeitraum von nur einer Generation kaum lösbar gewesen wären. In der nüchternen Sprache des Sozialforschers heißt das: "Es scheint wenig Freizeitalternativen zu geben, die ähnlich attraktiv sind und ebenso geringe Kosten verursachen." 16) Daß zumindest die Geräteindustrie solche Aspekte zur Kenntnis nimmt, mag als besonders harter Beleg dienen. So konnte man im Wirtschaftsteil lesen, daß die Schneider Rundfunkwerke nun auch die Produktion von Fernsehapparaten aufnehmen. Begründung: Dieser Markt sei sehr kontinuierlich und werde zusätzlich durch hohe Arbeitslosigkeit stabilisiert! 17) Wir sollten uns klar machen: das Problem der Langeweile gibt es nicht nur unter Arbeitslosen, wenngleich sie am meisten darunter leiden. Die Allensbacher Generationenstudie dokumentiert, daß die Langeweile trotz Fernsehen zugenommen hat.

Tabelle 4

Langeweile an Sonn- und Feiertagen?

Frage: "Kennen Sie das, wenn einem an Sonntagen oder Feiertagen die Zeit so lang wird?"

	<u>Insgesamt</u>		<u>Männer</u>		<u>Frauen</u>	
	1953 %	1979 %	1953 %	1979 %	1953 %	1979 %
Kenne ich	18	26	19	25	19	27
Kenne ich nicht	82	74	81	75	81	73
	<u>100</u>	<u>100</u>	<u>100</u>	<u>100</u>	<u>100</u>	<u>100</u>

Quelle: Allensbacher Archiv, Ifo-Umfragen 225, 1287

Erhellend in dieser Studie finde ich auch noch einen anderen Hinweis: den auf das Reisen. Es hat mit dem Fernsehen gemeinsam die "kontrastreichen Reize". Aber um wieviel mehr kostet es uns, und wie rücksichtslos gehen wir dabei mit den knappen Ressourcen unserer Welt um! Man stelle sich vor, ähnliches hätte sich - ohne das funktionale Äquivalent Fernsehen - in der Entwicklung kommunaler Freizeitangebote, bei der Altenbetreuung, der Errichtung von Kommunikationszentren, noch mehr Sportplätzen usw. abgespielt. Das hätte unsere Volkswirtschaften mit Milliarden über Milliarden belastet. Den größten Teil dieser Freizeit- und Langeweileprobleme hat das Fernsehen gelöst. Wahrscheinlich ist heute der Höhepunkt dieser Entwicklung schon überschritten. Das Fernsehfreizeit-Zeitalter geht schon wieder seinem Ende entgegen. In neueren Untersuchungen ist die jahrzehntelange Parallelität der Kurven zwischen wachsender Freizeit und wachsendem Fernsehkonsum gebrochen. Neue Freizeitaktivitäten breiten sich aus - zumindest bei den mittleren Altersschichten. Ein "Problem" mögen die Kinder und die Senioren bleiben.

"Verdrängung oder Ergänzung der Medien untereinander" - so lautete mein Thema. Ich hoffe, es ein wenig seiner Selbstverständlichkeit entkleidet zu haben. Vielleicht sollte man trotz der apodiktischen Äußerungen, die ich eingangs zitiert habe, die wissenschaftliche und kommunikationspolitische Diskussion wiedereröffnen, aber nun mit der Themenstellung: "Verdrängung oder Ergänzung von Fernsehen und Leben untereinander".

-
- 1) Riepl, Wolfgang: Das Nachrichtenwesen des Altertums mit besonderer Rücksicht auf die Römer. Leipzig, Berlin 1913, S. 5.
 - 2) Lerg, Winfried B.: Verdrängen oder ergänzen die Medien einander? Innovation und Wandel in Kommunikationssystemen, in: Publizistik, XXVI (1981), H. 2, S. 1983.
 - 3) Itin, Peter, Schrape, Klaus: Entwicklungsbedingungen der neuen Medien bis 1990. Über die Endlichkeit der Nachfragepotentiale und der Werbebudgets, in: Media Perspektiven, H. 1/1981, S. 14.

- 4) Pfifferling, Jürgen, Wiedemann, Joachim: Videoboom und Fernsehkonsum - Eine erste Zwischenbilanz, in: Media Perspektiven, H. 8/1983, S. 580.
- 5) Infratest Medienforschung: Kommunikationsverhalten und Buch. (Endbericht), München o.J. (1978), S. 22-24.
- 6) Berg, Klaus, Kiefer, Marie-Luise (Hrsg.): Massenkommunikation II. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964-1980. Frankfurt/M. 1982 (= Schriftenreihe Media Perspektiven, Bd. 2), S. 236.
- 7) Berg, Kiefer, a.a.O., S. 121.
- 8) Buß, Michael: Die Massenmedien - Begleiter bei Arbeit und Freizeit an den Werktagen Montag bis Freitag. Ergebnisse einer Teleskopie-Untersuchung im Winter 1981/82, in: Media Perspektiven, H. 9/1982, S. 585.
- 9) Noelle-Neumann, Elisabeth, Piel, Edgar (Hrsg.): Eine Generation später. Bundesrepublik Deutschland 1953-1979, München u.a. 1983, S. 99, 172.
- 10) Anders, Günther: Die Antiquiertheit des Menschen. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. München 1956, S. 110.
- 11) In diesem Zusammenhang finde ich es übrigens ein auf- und anregendes Forschungsergebnis der Arbeitsgruppe, die sich beim Deutschen Rundfunkarchiv um neue Wege zu einer Programmgeschichte bemüht, wenn schon für die Anfänge des Hörfunks diese "Eroberung der Freizeit" nachgewiesen wird: "Die erstaunlich erscheinende Ähnlichkeit der Programmstrukturen war kein Zufallsprodukt, aber auch nicht das Resultat konkreter Verabredung oder gar Steuerung von oben, die erst in späteren Jahren einsetzte. Sie erklärt sich vielmehr aus der generellen Funktionszuweisung an das neue Medium, die aus den zitierten Äußerungen Bredows schon deutlich geworden sein dürfte: Der Rundfunk sollte ein Freizeitmedium sein, sollte von Alltagsorgen ablenken und Arbeitsfreude steigern." Großmann-Vendrey, Susanna, Schumacher, Renate, Halefeldt, Horst, Resse, Dietmar, Soppe, August: Auf der Suche nach sich selbst. Anfänge des Hörfunks in Deutschland - Oktober 1923 bis März 1925, in: ARD (Hrsg.): ARD-Jahrbuch 83, Hamburg 1983, S. 48.
- 12) Baacke, Dieter: Fernsehen als Handlungsentzug? in: Merkur XXXII (1978), H. 4. Nr. 349, S. 399.
- 13) Kiefer, Marie-Luise: Medienpolitik für Medienverweigerer? in: Rühl, Manfred, Stuiber, Heinz-Werner (Hrsg.): Kommunikationspolitik in Forschung und Anwendung. Festschrift für Franz Ronneberger. Düsseldorf 1983 (= Journalismus N.F., Bd. 18) S. 160/61.
- 14) Drews, Jörg: Welt ohne Fernsehen. Tagträumerei mit Argumenten, in: Merkur XXXIII (1979), H. 6. Nr. 373, S. 593.
- 15) Müller, Wolfgang C.: Schafft das Fernsehen ab, in: Das Parlament Nr. 20 vom 17.5.1980, S. 14.
- 16) Buß, Michael: Mediennutzung und alternative Freizeitgestaltung am Wochenende, in: Media Perspektiven 11/82, S. 695.
- 17) Vgl. Süddeutsche Zeitung Nr. 15 vom 20.1.1983, S. 22: "Schneider-Rundfunkwerke stellen neue Mitarbeiter ein".
- 18) Noelle-Neumann, Elisabeth, Piel (Hrsg.), a.a.O., S. 122.

Helmut Drück

DIE ROLLE DER PROGRAMMZEITSCHRIFTEN

Vortrag bei der 14. Jahrestagung des Studienkreises am
16. September 1983 in München

Die Rolle der Programmzeitschriften im Hinblick auf die aktuellen Bedingungen des Medientransfers - was so wissenschaftlich klingt, ist vermutlich nur die bekannte Frage nach dem Verhältnis von Rundfunk und Programmzeitschriften. Beeinflussen sie sich gegenseitig, handelt es sich um ein quasi symbiotisches Verhältnis: beide profitieren - die einen, indem die Hörer und Zuschauer motiviert werden, die anderen, indem sie sich auf dem Zeitschriftenmarkt mit beachtlichem wirtschaftlichen Erfolg betätigen können? Seit Wort, Ton und Bild elektronisch vermittelt werden, verlangt das flüchtige Medium nach einer Verfestigung in der gedruckten Form. Praktisch alle Rundfunkveranstalter publizieren Informationsmaterialien, aber ohne die Programmzeitschrift stünde kein Gesamtüberblick über die Programmangebote zur Verfügung 1).

Nicht um zu provozieren, sondern um ein von mir zu konstatierendes Defizit deutlich zu machen, beantworte ich die Frage, ob es Programmzeitschriften in der Bundesrepublik gibt, mit einem Nein. Es gibt bei uns illustrierte Blätter in großer Anzahl, die sich mit unterschiedlich ausgebautem Rundfunkteil einer besonderen Leserschaft versichern. Es gibt aber keine Zeitschrift, die in Ankündigung, Begleitung, Nacharbeit und Dokumentation das Programm umfassend widerspiegelt und die Probleme der Rundfunkanstalten der Öffentlichkeit bewußt macht. Auch nach ihrer eigenen Charakterisierung empfinden sich diese Zeitschriften als Familienblätter und nicht etwa als Informationszeitschriften. Liest man ihre Werbebroschüren, mit denen sie die Werbemarktwirtschaft ansprechen, dann wird besonders dieser Aspekt hervorgehoben 2).

Aber sei's drum, lassen wir uns für diese Darstellung auf den Begriff Programmzeitschrift ein. Es handelt sich um die Zeitschriftengattung, die Woche für Woche zwei Drittel der bundesdeutschen Haushalte erreicht. Wer in ihnen zwei Wochen lang annonciert, erreicht praktisch 100 Prozent der Haushalte. Es ist das Werbemedium par excellence. Ein Sprecher der Verlagsgruppe Bauer charakterisiert die Programmzeitschriften so: "Die Zeitschriftengattung, die anerkanntermaßen wie keine andere die Zuständigkeit für familienbezogene Zielgruppen darstellt." 3) Programmzeitschriften sind also gleichbedeutend mit Familienzeitschriften, die jeden, besonders weibliche Leser, individuell in seinem Bezugshorizont ansprechen. Im zweiten Quartal 1983 vereinigten die sechs größten 13,8 Millionen verkaufte Exemplare auf sich. Zählt man die kleineren hinzu,

1) Hanefeld, Jürgen: Starthilfe für ein neues Medium - über die Anfänge der ersten großen Programmzeitschrift "Der Deutsche Rundfunk", Frankfurter Rundschau, 30.9.1983.

2) "Hör Zu"-Info für Werbung und Marketing, Hör Zu-Anzeigen. Hamburg 1980, 56 S.

3) Witt, Ulrich: Der Markt der Programmzeitschriften, in: ZV und ZV, 1983, Nr. 8, S. 820-22.

rundet sich die Zahl auf 14,5 bis 15 Millionen bei ca. 22 Millionen Haushalten. Die Reihenfolge lautet wie folgt:

"Hör Zu", Springer-Verlag	3,6 Millionen
"Fernsehwoche", Bauer-Verlag	2,7 "
"Funkuhr", Springer-Verlag	2,7 "
"TV Hören und Sehen", Bauer-Verlag	2,5 "
"Bild und Funk", Burda-Verlag	1,07 "
"Gong", Gruner und Jahr nahestehend	1,02 "

Der Wettbewerb untereinander ist durchaus ernsthaft. Aufsteiger sind die "Funkuhr" mit vier Prozent, die "Fernsehwoche" mit fünf, "TV Hören und Sehen" mit vier Prozent Wachstum. Einen leichten Anstieg verzeichnet auch "Bild und Funk", dagegen sind "Gong" um zehn, "Hör Zu" um zwei Prozent gesunken 4). Paradox erscheint es, daß auf diesen umkämpften Markt neue Billigblätter dringen, paradox insbesondere deshalb, weil praktisch jede Lokal- und Regionalzeitung eine illustrierte Magazinbeilage rund um das Funkprogramm kostenlos liefert 5). Die folgenden neuen Titel sind schon am Kiosk 6):

"Bildwoche", "die farbige Illustrierte für Freizeit und Fernsehen", Springer-Verlag, Einführungspreis 0,30 DM, Auflage 1,8 Millionen
"Auf einen Blick", "Aktuelles und Programme", Bauer-Verlag, Einführungspreis 0,30 DM, Auflage 1,5 Millionen
"Die zwei", "Aktuelle Illustrierte und Fernsehzeitschrift in einem", Sebaldu-Verlag, 0,90 DM, Auflage 0,75 Millionen.

Auguren prophezeien, daß ein Teil dieser vermutlich defizitären Billigzeitschriften wieder verschwinden wird, wenn die erwartete Markt-"Bereinigung" stattgefunden hat, also z.B. der Burda- und der Sebaldu-Verlag noch deutlicher abgeschlagen sind.

Diese Überversorgung der Bundesrepublik kontrastiert mit den Verhältnissen in Großbritannien und USA. "Radio Times", die Programmzeitung der BBC, hat eine wöchentliche Auflage von 3,5, "TV Times", die Programmzeitschrift der IBA und ihrer Mitgliedsstationen 3,2 Millionen. In den USA hat die größte Zeitung, "TV Guide", eine Auflage von 17 Millionen 7).

Die Einschätzung der deutschen Programmzeitschriften durch den Werbemarkt wird deutlich, wenn man die "Erlebnisdimensionen" analysiert:

4) Witt, a.a.O.

5) Allein die IWZ-Illustrierte Wochenzeitung, ein in Süddeutschland den Zeitungen beigelegtes Supplement, hat ab 1984 mehr als 2 Mio Auflage. Programmzeitschriften im Verbund der Massenmedien in der Bundesrepublik Deutschland, Diss.phil. Hildesheim, 1980, 245 Seiten, vgl. insbes. Abschnitt 6.3.1: Der Fernseheteil - ein vernachlässigtes Element, S. 141 ff.

6) Freese, Gunhild: Billiger verdrängt billig, Die Zeit, 30.9.1983; Jakob, Stefan: Ein Programmauflauf mit bekömmlichen Zutaten, Vorwärts, 6.10.1983; Text intern 5.10.1983.

7) von Berg, Robert: Playboys Fernsehen, Anmerkungen zu einem Medientrend in den USA, Süddeutsche Zeitung, 22.7.1983.

1. Zärtlichkeit - Kinder - Familie
2. Erotik, Sex
3. Spaß an Skurrilem
4. Ungewöhnliche Personen
5. Motor, Auto
6. Herrschen und Angst
7. Romantische Idyllen
8. Sozialprestige
9. Extravagante Frauen
10. Kulturelles

Es ist interessant, daß in diesen zehn "Erlebnisfeldern" der Rundfunk nicht einmal erwähnt wird; auch das Wort Information kommt nicht vor. Diese Kriterien, bezogen auf die Inhalte deutscher Zeitschriften, ergeben folgende Reihenfolge: Platz 1 hält der "Stern", aber schon auf Platz 2 mit "Gong" und Platz 3 mit "Fernsehwoche" folgen Programmzeitschriften. Platz 4 und 5 entfallen auf die "Bunte" und "Bild am Sonntag". Auf den Positionen 6 bis 9 rangieren "Funkuhr", "TV Hören und Sehen", "Bild und Funk" und "Hör Zu" 8). Wie immer man diese Kriterien bewerten will, beeindruckend ist doch, daß es im Hinblick auf diese "Erlebnisfelder" unter den neun führenden sechs Programmzeitschriften gibt. Bei ihnen sind also offensichtlich besonders die Themen beheimatet, die in der Erlebnis- und Gefühlswelt liegen. Da ist es nur konsequent, wenn die Programminformation der Zeitschriften in Wirklichkeit in erster Linie eine Programm-Traumwelt darstellt. Den Sendungen werden Schlaglichter aufgesetzt. Alles wird vermenschlicht, möglichst auf Prominente, Akteure, Stars, auf Idole hin. Es werden die Inkarnationen von Träumen, Wünschen, Sehnsüchten vorgestellt. Vorbilder - meist unerreichbare - finden sich, aber auch alles, was Neid, Angst und Abscheu erregt. Honsowitz 9) nennt diese Form von inhaltlicher Programmdarstellung Dissonanzvermeidung. Es soll beim Rezipienten eine Dissonanzminimierung eintreten, also etwas Affirmatives; das Umfeld, das die Programmzeitschrift transportiert, soll vom Leser und Zuschauer bejaht werden. Herausgestellt wird eine sekundäre Wirklichkeit, die über diesen Starkult ausgebreitet wird. Vernachlässigt werden primäre reale Wirklichkeiten. Es ist nicht von ungefähr, daß der Chefredakteur von "TV Hören und Sehen" entlassen wurde, nachdem eine von seinem Blatt einberufene unabhängige Jury dem WDR-Film "Rote Fahnen sieht man besser" einen Preis zuerkannt hatte 10). Dies war entgegen der Philosophie der Zeitschrift, und man hatte offensichtlich vom Chefredakteur erwartet, daß er diesen Gang der Dinge hätte verhindern können. Würden Programmzeitschriften nicht in dieser emotionalisierenden Form vorgehen, sondern informierend, aufhellend, distanzschaffend, müßten die Akzente anders gesetzt werden. Das Produkt wäre notwendigerweise ein anderes. Aber die Wirklichkeit ist anders.

8) Witt, a.a.O.

9) Honsowitz, Herbert: Fernsehen und Programmzeitschriften - Eine Aussagenanalyse der Programmpresse, Berlin 1975, 167 S., S. 16.

10) Honsowitz, a.a.O., S. 68.

Ich kann hierzu nur Stichworte geben, wie sie Honsowitz und jüngst Hoven 11) aufbereitet haben. Was ist der tatsächliche Inhalt der Programmzeitschriften? Es werden das Erste und das Zweite Fernsehprogramm in einem Überblick ausgebreitet. Mit farbiger Illustration stellt man vor allem Unterhaltungssendungen, Shows, Filme, unter Umständen auch eine Reportage vor. Schon die Dritten Programme sind auf engsten Raum gedrängt, im Normalfall nur schwarz/weiß. Den Schlagworten kann nur noch ein Kenner die inhaltliche Relevanz entnehmen. Das Radioprogramm wird zur Pflichtübung - meist ein Zeilenfriedhof kleinstgedruckter Abkürzungen, der sich dem Leser verweigert. Gerade am Radioprogramm zeigt sich, daß die Programmzeitschriften wenig am Programm interessiert sind. Auch die Auseinandersetzung mit dem Programm, die Kritik, wenn sie denn stattfindet, beschränkt sich auf Schlagworte. Symbole werden eingeführt, etwa die Punkte des Würfels, um zu signalisieren, ob eine 6 oder eine Fahrkarte geschossen wurde. Und dies für Sendungen, an denen andert-halb oder zwei Jahre gearbeitet wurde, die denselben Stellenwert beanspruchen können wie Inszenierungen an öffentlichen Bühnen, die in Vierspaltern rezensiert werden. Immerhin: es wird auch nicht der Anspruch erhoben, als sei man auf diesem Gebiet kompetent. Es wird nicht argumentiert und belegt, es wird festgestellt. Ich finde es symptomatisch, daß keine dieser großen Zeitschriften mit ihren hohen Auflagen und hohen Gewinnen in den vielen Jahren ihres Bestehens einen Kritiker von Rang hervorgebracht hat. Das könnte doch ein Beitrag zur Kultur dieses Landes sein, wenn die sechs großen Programmblätter je einen Autor von Namen hervorbrächten, dessen Urteil viele Menschen interessiert.

Nicht anders sieht es bei der Zuschauerresonanz aus. Auch hier wieder Schlagworte. Keine Leserbriefecke, die einen solchen Namen verdiente, sondern Briefe, verkürzt auf einen griffigen Satz, der eine Bewertung oder ein Gefühl artikuliert. Es gibt keinen wirklichen Diskurs mit dem Zuschauer oder Käufer, sondern wir finden eine Prominentenbühne, damit Menschen, die irgendwie mit dem Programm zu tun haben, aber im weitesten Sinn zur Unterhaltungsszene zu rechnen sind, immer wieder vorgestellt werden können. In diesem Sektor steckt offensichtlich auch die Eigenarbeit der Zeitschriften. Hierfür wird recherchiert und eigenes redaktionelles Material ausgebreitet, von PR-Material der Agenturen einmal abgesehen.

Die Programmpresse liefert weniger als viele seriöse Tageszeitungen. Die "Süddeutsche Zeitung", die "Frankfurter Rundschau", die "Rheinische Post" (Düsseldorf) verarbeiten mehr informatives Material der Rundfunkanstalten, betreiben eine ernsthaftere Auseinandersetzung mit dem Programm als die Programmpresse selbst 12). Auch auf dem Feld der Medien- und Rundfunkpolitik bedient uns die Programmpresse schlecht. Das "Krokodil" in der

11) Hoven, Herbert: Programmzeitschriften - warum sie so sein müssen wie sie sind. Funk-Korrespondenz, Beilage zu Nr. 31, 3.8.1983, 21 S. Bibliografie.

12) Thissen, Walter: Die medienpädagogische Funktion der ... (dpa-Inf. 116 v. 28.9.1983).

"Bunten", "Telebiss" in der "Zeit" - wo findet man Vergleichbares in den Programmzeitschriften? Da ist man auf den Chefredakteur des "Gong" verwiesen. Aber auch er schafft es nicht, die Anstalten an ihrem Gesamt-Programmauftrag zu messen und etwa Themen wie Regionalisierung, Lokal-Programme, Pilotprojekte, Satellitenpolitik kontinuierlich darzustellen.

Nicht zuletzt muß bei dieser Aufzählung betont werden, daß die Gewichtung, die die einzelnen Programmsparten erfahren, willkürlich ist. Honsowitz belegt, daß Politik und Wirtschaft stark unterrepräsentiert sind, Gesellschaft, Wissenschaft und Technik gerade angemessen Platz finden, Kunst und Kultur, aber auch die wichtige Zielgruppe Kinder eindeutig zu kurz kommen 13). Ich wage die Behauptung, daß wir es hier mit manipulativen Bewertungen zu tun haben, die dazu dienen sollen, das, was man "als das Positive, den Massen verständlich, vom Volk bejahte Unterhaltung" 14) ansieht, herauszustreichen und all das, was in dieses vordergründige Raster nicht paßt, abzuwerten. Ich konstatiere hier einen kleinbürgerlichen, populistischen Anklang; früher hätte die Vokabel "gesundes Volksempfinden" geheißen. So waren groteske Fehlbewertungen vorprogrammiert. Das "Millionenspiel" war nach "Hör Zu" eine "spektakuläre Pleite", nach "TV Hören und Sehen" die "größte Schweinerei". Ein Jahr später hatte es den Prix Italia 15). Die Fassbinder-Reihe "Berlin Alexanderplatz", derzeit in New York als das Kulturereignis der deutschen Medienszene gefeiert, wurde mit Invektiven überschüttet. Ich will aber nicht verschweigen, daß es Ausnahmen gibt, z.B. die sehr ausführlichen, das Publikum vorbereitenden Artikel vor der Holocaust-Serie. Gleichwohl glaube ich, daß insgesamt der Schluß berechtigt ist, daß die Programmzeitschriften als affirmative Familienillustrierte einen hohen Gebrauchswert haben, während sie als Programmzeitschrift mit Informationscharakter von geringem Wert sind. Für eine andere Spezialpresse wie z.B. die Sportfachpresse wäre es völlig undenkbar, daß sie das eigentliche Feld ihrer Aufgabe dermaßen verfehlt.

Ist diese Erkenntnis so neu? Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß man wohl antworten, daß der Rundfunk jahrelang, vielleicht zu lang, durchaus zufrieden mit dieser Situation war. Funk und Programmpresse haben sich gegenseitig gestützt und auch hochgeschaukelt. Die Programmpresse verstärkte den Glamour des Mediums, und die Scholl-Latours und Nowottnys, aber auch die Vivi Bachs und andere Sternchen haben gern den Rummel mitgemacht und sich im Glanz der Auszeichnungen gesonnt. Man bewegte sich unkritisch nebeneinander her und befand sich unumstritten auf der sunny side of the street. Dann kam der Umschlag. Es gab keinen Zuwachs mehr bei den Zuschauerzahlen und den Nutzungszeiten. Gebührenerhöhungen mußten im politischen Raum durchgesetzt werden. Das Fernsehen verlor das Faszinosum des Einmaligen, das

13) Honsowitz, a.a.O., S. 59 ff.

14) Honsowitz, a.a.O., S. 101. Auf dieses Argument geht ein Altemann, Dirk: Der Vorwurf: Programmzeitschriften bevorzugen Unterhaltungsprogramme, agiPress "Bildung und Medien", Nr. 7/83, S. 21-28.

15) Honsowitz, a.a.O., S. 100/01.

Publikum sah Funk und Fernsehen als natürlich funktionierende preiswerte Dienstleistung an. Der Funk mußte feststellen, daß sein eigenes Medium untauglich ist zum Dialog mit der Öffentlichkeit. Weder mit seinen Sendungen noch mit den gedruckten Materialien seiner Pressestellen gelang es ihm, der Allgemeinheit seine eigenen Probleme und existenzsichernden Forderungen zu verdeutlichen. Das Bewußtsein dieser Sprachlosigkeit fiel in eine Phase, in der auch die Zeitschriften härtere Bandagen anlegten, um Leserschaften zu halten oder zu gewinnen. Wird die Gewinnoptimierung schwieriger, werden Themen vordergründiger ausgeschlachtet? Dies führte auch zur Aufbereitung von Stereotypen und Vorurteilen. Wir haben sie noch im Ohr: Es gebe zu viele Wiederholungen; die Filme seien nicht attraktiv genug; wo bleibt die deutsche Unterhaltung? zu viel Problematisches, wenig Bejahendes und Aufbauendes. Diese Klischees aus der Mitte der siebziger Jahre wirken heute noch ungemindert fort. Die Versuche der Anstalten, etwa des SDR, des SR oder des SWF, mit eigenen kleinen monatlichen Programmblättern oder gar mit einer Hauszeitschrift wie "WDR print" die Sprachlosigkeit des Funks zu überwinden, bleiben letztlich untauglich. Gewiß haben die Anstalten ein interessantes, im Prinzip wohlwollendes Gegenüber in den Fachkorrespondenzen. Aber die Frage muß gestellt werden, ob deren Position in die veröffentlichte oder gar öffentliche Meinung eindringt. Handelt es sich nur um einen Dialog zwischen den Fachkorrespondenzen und den Häusern, oder wirken sie auch in den gesellschaftlichen Raum hinein? Und umgekehrt, können die Korrespondenzen positive Rückwirkungen aus der Gesellschaft in den Rundfunk hineinbringen? Schließlich mußte der Funk erkennen, daß auch die Tageszeitungen zunehmend interessengebundener wurden, daß sie wegen der Verlegerambitionen in Richtung Fernsehen parteiisch sind. Für seine wirtschaftlichen Probleme findet der Rundfunk kein unvoreingenommenes Medium mehr vor.

Eine Verdeutlichung seiner Position gegenüber der Außenwelt ist aber notwendiger denn je. Die Konkurrenz der neuen Verteilertechniken führt zu einer Vervielfachung der Programmangebote und damit notwendigerweise zu einer Verringerung der Einschaltquoten je einzelner Sendung. Wie kann man im politischen Raum die Notwendigkeit kontinuierlicher Gebührenerhöhungen zumindest in Höhe des allgemeinen Kaufkraftverlustes verdeutlichen, wenn man nur noch sinkende Einschaltquoten aufweist? Eine Öffentlichkeitsarbeit ist unabdingbar, die deutlich macht, daß der öffentlich-rechtliche Rundfunk trotz sinkender Nutzung nach wie vor seinen unverwechselbaren pluralen Programmauftrag erfüllt. Für das Populäre, breit Attraktive wird es immer ein Publikum geben 16), und das wird solche Sendungen sehen, ob sie von kommerziellen oder gemeinnützigen Anbietern kommen. Ob aber genügend Seherschaft übrigbleibt, um die gesellschaftlich wichtigen Spezial- und Zielgruppenprogramme zu finanzieren, d.h. deren Finanzierungsnotwendigkeit Landespolitikern plausibel zu machen, hängt elementar auch von einer wirksamen Öffentlichkeitsarbeit des Rundfunks ab. Wir beobachten hier ein Transfer-

16) Vgl. Brock, Anthony: Hauptsache unterhaltsam, bei Kultur schalten die meisten ab - UNESCO-Studie zum Verhalten der TV-Zuschauer, Die Welt v. 2.6. und 3.6.1983.

phänomen mit zerstörerischer Auswirkung. Die Programmpresse popularisiert und stärkt, was sowieso schon auf Publikumsneigung stößt, nämlich den nur allzu menschlichen Wunsch nach attraktiven Handlungs- und Unterhaltungssendungen, also nach Spannung, Spiel, Spaß und Sport. Dadurch gewinnen diese ohnehin schon erfolgreichen Sendungen noch an Zuschauerschaft, womit die anderen Programme automatisch weiter absinken müssen. Diese finden folglich in der Programmpresse nur noch eine geringe pflichtmäßige Darstellung und können sich damit dem potentiellen Publikum nicht mehr bekanntmachen. Der Funk wehrt sich und reserviert die guten Zeiten für die voraussehbar erfolgreichen Programme. Ein Teufelskreis dreht sich. Der Zug zum Fernsehen als bloßes Unterhaltungsmedium wird immer deutlicher. Aber irgendwann muß dieser Teufelskreis unterbrochen werden, z.B. dadurch, daß der Funk nicht mehr allein durch seine Programmplanung, sondern auch durch ein eigenes publizistisches Medium das Publikum über die Breite des eigenen Angebots informiert 17).

Ein solches Periodikum sollte sicher kein Bilderblatt, also nicht noch eine Programmzeitschrift sein. In einer vielmehr unaufwendig gemachten Wochenzeitung böte sich der Raum für all das, was heute zu kurz kommt:

Programmphilosophie und Motivation der Redaktionen,

Feedback und Nachbereitung durch die Kritik und damit Publizität mit Breitenwirkung auf Medienpädagogik, Mediendramaturgie, Medienästhetik,

Offenlegung der Position des Rundfunks in der Medien-, Rundfunk- und Programmpolitik einschließlich ihrer kulturellen und wissenschaftsfördernden Leistungen,

Einblick in die Produktions- und Finanzierungsmethoden als Grundlage für eine Sachdiskussion über den Kostenaufwand dieser kulturellen Infrastruktur.

Ein Periodikum dieser Art wendet sich an eine publizistisch interessierte kritische Öffentlichkeit, die wir sicher im allgemeinen Publikum, insbesondere aber in der Politik, in der Wirtschaft und in den gesellschaftlichen Gruppen zu vermuten haben. Diesem Potential schuldet der Rundfunk einen Leistungsnachweis. Rundfunk lebt von der Verbreitung seiner Ideen und seiner Programme. Eine Anstalt, die mit ihren Sendern nicht durchdringt, wuchert mit schwachen Pfunden. Das ist derzeit beim Deutschlandfunk zu beobachten. Eine Anstalt, die auf publizistische Selbstdarstellung verzichtet, leistet es sich, bei der Zuschauerinformation und ZuschauerEinstimmung Subventionen zu geben für Produkte, die ihre wirtschaftliche und redaktionelle Kraft

17) Über Überlegungen der ARD, federführend SDR-Intendant Prof. Bausch, wurde 1983 mehrfach berichtet und auf Tagungen diskutiert. Vgl. Siepmann, Ralf: Zeitschrift aus dem Funkhaus - die öffentlich-rechtliche Programmpresse ist keine Utopie, Frankfurter Rundschau, 7.6.1983; Zeitschrift von der ARD?, Journalist Nr. 9/1983, S. 28/9; Meyn, Hermann: Konkurrenz für die Programmpresse? Die ARD plant eine zentrale Hauszeitschrift, epd/Kirche und Rundfunk, Nr. 90, 16.11.1983.

dareinsetzen, das Programmangebot verzerrt darzustellen und oft gegen die Programmintention zu bewerten. Der Rundfunk kann es sich nicht länger leisten, wichtige Vorsprünge tatsächlicher Art, wie er sie bei Programmplanung, Programminformation und Programmänderung hat - von Presstext und Bildmaterial ganz zu schweigen! -, ohne erkennbare Gegenleistung im Sinne einer Kooperation einfach wegzugeben.

Also keine Programmzeitschrift wie gehabt, aber doch eine Kunden-Wochenzeitschrift, die sich gut orientieren könnte am Beispiel aus England, der "Radio Times". Es müßte etwas entstehen, was sich im Abonnement und am Kiosk bewährt. Die Zeitung muß nicht Gewinn machen, aber sich selbst tragen. Eine Subvention aus dem allgemeinen Gebührenaufkommen sollte gar nicht erst erwogen werden. Träger könnten alle ARD-Anstalten zusammen sein, aber warum nicht auch der heutige öffentlich-rechtliche Rundfunk in seiner Gesamtheit, also einschließlich ZDF? Allerdings: die schon in Bälde entstehenden neuen öffentlich-rechtlichen Anstalten, die als Dächer für aufkommende private Programmgesellschaften dienen, könnten in ein solches Konzept nicht eingebunden werden. Da zum Blattmachen Know how gehört, könnte ich mir auch eine Verbindung mit Verlagen vorstellen. Verlage, die Produkte wie die "Zeit", "Natur", "Vorgänge" oder den "Monat" herausbringen - jeder wird nach seiner Neigung hier auf andere Namen kommen -, könnten durchaus als Partner in Betracht kommen. Auch bei der Kapitalaufbringung sehe ich Offenheit. Warum sollten nicht DGB, Kirchen, Volkshochschulverbände, all die vielen Gruppen, die für eigene Medieninformationsdienste viel Geld ausgeben, nicht in eine seriöse Rundfunkzeitung einsteigen wollen? Sicher müßte die Zeitung billig sein. Eine Mark als Kiosk-Preis klingt ideal 18). Eine Auflage, die sich an fünf Prozent der Haushalte orientiert, also gut eine Million umfaßt, erscheint mir nicht utopisch. Hierzulande werden wöchentlich 15 Millionen Programmzeitschriften verkauft, warum sollte nicht jeder zwölfte Käufer für das neuartige Blatt gewonnen werden können?

Denn vom Inhalt her wäre das neue Blatt ja sehr attraktiv. Das Programm würde detailliert, aufgeschlüsselt, gut lesbar gesetzt und kommentiert dargestellt. Jeder Artikel, der dort gebracht würde, würde sich auf eine Sendung beziehen und nicht auf einen Menschen, der durch Zufall mit dieser Sendung irgendwie in Verbindung gebracht werden kann. Dieses Blatt hätte ausgiebig Raum für Kritik, für Nachbereitung. In diesem Blatt könnte man auch Selbstdarstellung der Anstalten betreiben, nicht mit Werbetexten, sondern mit Transparenz, Öffnung, Reportagen aus den Anstalten, Darstellung von Problemen aus Technik, Finanz-, Personalwesen usw. Es wäre auch das Forum für medienpolitische

18) Zum Vergleich: Radio Times (BBC) 25 Pence, TV-Times (IBA) 27 Pence. Vgl. Helm, Siegfried: England: Programmzeitschriften bleiben in den Händen der TV-Anstalten, Die Welt, 16.5.1983. Auch Anon: Modell England, Rundfunkeigene Programmpresse, Südfunk Nr. 5/83. Grundlegend: Holmes, John: BBC-Publications, Verlegerische Erfolge einer Rundfunkanstalt. Mediaperspektiven 1982, S. 442-45.

Auseinandersetzung, wenn solche nicht zu umgehen ist. Das Niveau einer solchen Zeitung, wenn man diese ca. eine Million Haushalte im Visier hat, könnte durchaus über demjenigen der Programmzeitschriften liegen. Die Texte sollten vermittlungsbewußt sein, nicht hochgestochenes Feuilleton, sondern Texte, die gut lesbar sind in der Form, aber anspruchsvoll im Inhalt.

Zur Zielgruppe. Man müßte die Leserschaft auf dem Niveau der weiterführenden Schule angesiedelt sehen. Familien, deren Kinder auf Gymnasien und Realschulen gehen, der ganze akademische Bereich sind Teil dieser Zielgruppe, die sich durch eine hohe Multiplikatoreneigenschaft auszeichnet. Es würde sich einbürgern, diese Zeitschrift zu halten, weil man informiert sein und mit der eigenen Zeit ökonomisch umgehen will. Die bemessene Zeit, die für Radio und Fernsehen bleibt, soll für das aufgewendet werden, was man wirklich sehen will, was Gewinn verspricht. Die Defizite der Programmzeitschriften sind bekannt. Es ist nicht zu erwarten, daß sie sich ändern. Wir brauchen keine zusätzliche, sondern eine alternative, eine ernstzunehmende Programmwochenschrift. Diese könnte die Rolle des bleifreien Benzins spielen. Solches Benzin allein kann uns ja nicht von der Luftverseuchung befreien, aber es ist ein sehr wichtiges Element, daß eines Tages saurer Regen und Waldsterben der Vergangenheit angehören. Die neue Zeitung sehe ich auch als ein solches Element an. Sie erleichtert es dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk, seinen Auftrag weiterhin zu erfüllen, seine Qualität beizubehalten und seine Existenz zu sichern. Wir hätten einen Fall der Medienökologie gelöst, d.h. eine bewährte, aber existentiell gefährdete Medienordnung, um die wir vom künftigen Ausland beneidet werden, bewahrt.

Zum Schluß muß ich noch auf ein rechtliches Problem eingehen. Der Verfassungsrechtler und jetzige Senator für Bundesangelegenheiten des Landes Berlin, Prof. Dr. Rupert Scholz, hat in einem allerdings interessengebundenen Gutachten die Auffassung vertreten, die Rundfunkanstalten würden bei der Herausgabe einer eigenen Programmzeitschrift rechtswidrig handeln 19). Er hat dabei allerdings eine interessante Variante angeführt. Sollte die Presse ihre Aufgabe der rechtzeitigen und ausreichenden Information über die Programme der Anstalten nicht wirksam erfüllen, entstünde also eine Mangel- oder gar Gefahrenlage für die Erfüllung des Programmauftrages, wüchse den Rundfunkanstalten unbestreitbar das Recht zu, ggfs. auch mit Mitteln eines Druckerzeugnisses Programminformationen bekanntzumachen. Er räumt den Anstalten zwar keine Primär-, aber doch eine Annexkompetenz ein 20). Nach meiner hier vorgetragenen Meinung erfüllt die Programmpresse ihren Auftrag unvollkommen, ja in einer den Programmauftrag und das Programmangebot so sehr verfälschenden Weise, daß aus meiner Sicht die

19) Scholz, Rupert: Rundfunkeigene Programmpresse? Berlin 1982, 83 Seiten. Das Gutachten wurde für die Stiftervereinigung der Presse des BDZV erstattet. Vgl. S. 29-31, 81.

20) Scholz, a.a.O., S. 35.

Rechtskompetenz zur Herausgabe einer eigenen Programmperiodikums sogar unter Anwendung der Scholz'schen Kriterien zu bejahen ist 21).

Es geht darum, die Programmhöhe des Rundfunks zu verteidigen. Im Informationsblatt des SDR "Südfunk" 22), hat der Leiter der Öffentlichkeitsarbeit, Hansjörg Bessler, sechs Thesen aufgestellt, warum der öffentlich-rechtliche Rundfunk verteidigungswert ist. Verteidigungswert ist danach

1. der Beitrag des Rundfunks zur Demokratie in der Bundesrepublik;
2. sein unverzichtbarer Beitrag zum Kulturleben;
3. seine föderale Struktur, die eine Dezentralisierung von Macht und Einfluß bedeutet;
4. das Gegengewicht gegen die Kapital- und Interessenkonzentration in der privatwirtschaftlichen Presse;
5. die Qualität seines Gesamtangebots, das sich grundsätzlich von kommerziellem Hörfunk und Fernsehen unterscheidet;
6. sein Beitrag zur Integration unterschiedlicher gesellschaftlicher Strömungen und Gruppierungen.

Wenn es einem ernst ist mit diesen Punkten, dann kommt man nicht darum herum, diese Werte auf dem publizistischen Feld selbstbewußt, offensiv und mit Anspruch zu vertreten. Ein eigenes Blatt der Rundfunkanstalten könnte das geeignete Forum bieten. 23).

21) Inzwischen liegt vor: Ulmer, Peter: Programminformationen der Rundfunkanstalten in Kartell- und wettbewerbsrechtlicher Sicht. Berlin 1983, 78 Seiten. Auch dieses Gutachten wurde für die Stiftervereinigung des BDZV erstattet. Ulmer sieht keine generelle Bedenken gegen eine rundfunkeigene Programmzeitschrift, wenn gesichert ist, daß weiterhin Programm-Informationen an die Presse gegeben werden und wenn bei unentgeltlicher Abgabe die Regeln des unlauteren Wettbewerbs nicht verletzt werden. Vgl. Wenzel, in: Archiv für Presserecht 1983, S. 435/6.

22) Bessler, Hansjörg: Rundfunk im öffentlichen Interesse, Südfunk Nr. 9/83. Dieses Informationsblatt des SDR könnte in mancher Hinsicht, z.B. in der Art der Aufbereitung medienpolitischer Themen, ein Beispiel für die neue Rundfunkzeitung abgeben.

23) Nach der Tagung des Studienkreises wurde die Diskussion fortgesetzt. Vgl. die Tagungsbesprechungen in der FAZ vom 29.9.1983, der SZ vom 1.10.1983, in epd/Kirche und Rundfunk vom 24.9.1983. Insbesondere: Drück, Helmut: Der Rundfunk darf nicht sprachlos bleiben. Medienspiegel des Instituts der deutschen Wirtschaft, Nr. 40, 3.10.1983; Hachmeister, Lutz: "...nur in einer Notsituation" - Eine eigene Programmillustrierte der Rundfunkanstalten? Medium, Januar 1984. Zwei Gong-Redakteure haben sich temperamentvoll geäußert: Altemann, Dirk und Markwort, Helmut: Die Zwei: Interessenorientiert aber kritisch und umfassend... agiPress "Bildung und Medien", Nr. 12/83, S. 16-19.

Heinrich Brunswig
50 JAHRE GROSSRUNDFUNKSENDER HAMBURG

Am 15. Januar 1984 konnte der Großrundfunksender Hamburg, Standort Billwerder-Moorfleet, sein fünfzigjähriges Bestehen feiern. In diesen 50 Jahren hat es diese Sendestelle auf die stattliche Anzahl von fast 30 Sendern für Mittelwelle, Langwelle, UKW und Fernsehen gebracht, dazu rund zwei Dutzend Antennen. Es lohnt sich, in einem Rückblick diese vielen Anlagen, ihre Entstehungsgeschichte und ihren Werdegang noch einmal zu betrachten.

Mittelwellensender

Wie in allen anderen Sendestädten begann auch in Hamburg der Rundfunk mit einem leistungsschwachen Sender, der in der Innenstadt aufgestellt wurde, da hier die größte Hörerdichte zu erwarten war. Dieser kleine, von der Firma Telefunken offen auf einem Tisch aufgebauten Sender mit nur 0,25 kW Leistung (auf unsere heutige Rechenweise bezogen) stand im Fernsprechamt 1 in der Binderstraße. Eine einfache, 40 m lange Doppel-T-Antenne hing auf dem Gebäude 28 m über Dach zwischen zwei abgespannten Mannesmann-Stahlrohrmasten. Am 2. Mai 1924 nahm er seinen Betrieb auf. Die starke Zunahme der Hörerzahl ermöglichte es der Deutschen Reichspost, welche damals alle Senderanlagen betrieb, am Rande der Stadt, im Stadtteil Lockstedt, am 25. November 1925 einen neuen Sender sechsfacher Leistung in Betrieb zu nehmen, dessen Antenne, eine sechsdrähtige Reuse mit Dachkapazität, von zwei 103 m hohen, freistehenden Eisengittertürmen getragen wurde. Zwei Jahre später ersetzte man sie durch eine dreifach-T-Antenne mit Dreifach-Niederführung zwischen den gleichen Türmen.

Die dauernde Leistungssteigerung der Sender im Ausland veranlaßte die Deutsche Reichspost, von 1930 an ein Netz von Großrundfunksendern wesentlich höherer Leistung aufzubauen. Als letzter dieser Sender nahm am 15. Januar 1934 mit Inkrafttreten des Luzerner Wellenplanes der 100-kW-Großrundfunksender Hamburg im Vorort Billwerder seinen Betrieb auf. Der von der Firma Telefunken gebaute Sender hatte sieben Stufen. Die Endstufe war mit zwei der neu entwickelten, erstmals indirekt geheizten 300-kW-Hochleistungsröhren RS 300 bestückt. Später wurde sie durch den in der Heizleistung etwas sparsameren Typ RS 301 ersetzt. Der Sender arbeitete noch mit Gitterspannungsmodulation in der fünften Stufe; die ersten beiden Stufen waren in einem in die Wand eingelassenen Gestell eingebaut, die Stufen 3 bis 7 standen in offener Bauweise frei im Raum.

Beim Empfang der Großrundfunksender war eine Erscheinung beobachtet worden, die bei den schwachen Sendern ihrer geringen Reichweite wegen nicht auftrat. Die Abstrahlung der Antenne erfolgt einmal längs des Erdbodens als sogenannte "Bodenwelle", gleichzeitig aber auch steil nach oben. Diese Strahlung trifft, von leitenden Schichten in großer Höhe, der "Jonosphäre", reflektiert, besonders nach Eintritt der Dunkelheit als "Raumwelle" wieder auf die Erde und überlagert sich mit der Bodenwelle in Entfernungen, in denen die Bodenwelle allein am Tage noch guten Empfang gibt. Dadurch treten unangenehme Schwunderscheinungen und Verzerrungen auf. Daher erhielt der Sender eine Antenne,

welche diese schädliche Steilstahlung unterdrückte. In einem freistehenden, von der Firma Meltzer gebauten 145 m hohen Holzturm war ein senkrechter Draht gespannt, der oben als Spitzenkapazität einen Ring von etwa 10 m Durchmesser trug. Diese Antenne arbeitete als Halbwellenantenne mit hochgezogenem Stromknoten und unterdrückte die Steilstahlung in dem für diese Entfernung kritischen Winkel von 50° ... 70° .

Schon vor Beginn des Zweiten Weltkrieges hatte die Staatsführung im Hinblick auf einen etwaigen Ätherkrieg verlangt, daß alle Großrundfunksender in kürzester Zeit auf jede beliebige Frequenz innerhalb des Mittelwellenbereiches umstellbar sein müßten. Da der Hamburger Sender, ebenso wie alle anderen, ein Festfrequenzsender war, d.h. eine Frequenzänderung längere Zeit erfordert hätte, stellte die Post neben den vorhandenen Großsendern je einen zweiten, in der Frequenz rasch veränderbaren sogenannten "Umbausender" auf. Dieser zweite 100-kW-Sender, ebenfalls von der Firma Telefunken geliefert, kam am 15. Januar 1940 in Betrieb. Auch offen aufgebaut, arbeitete er bereits mit Anodenspannungs-B-Modulation und konnte im Bereich von 500...1500 kHz innerhalb weniger Minuten umgestimmt werden. Da auch die Antenne auf eine Frequenz fest abgestimmt war, mußte dieser Sender eine eigene Antenne erhalten; sie hatte die Form einer Dreiecks-Flächenantenne, aus drei 3fach-T-Antennen bestehend und getragen von drei 50 m hohen Rundstahlmasten der Firma Jucho.

An dem Holzturm der ersten Antenne zeigten sich einige Schadstellen; zeitlich fiel damit zusammen, daß das Reichspost-Zentralamt (RPZ) jetzt die siebenfache statt wie bisher 3,5-fache Sicherheit verlangte. Im Jahre 1941 mußte daher der Turm bis zu einer Höhe von 84,5 m abgetragen und in dem stehengebliebenen Rumpf eine verkürzte Eindraht-Vertikalantenne von etwa $\lambda/4$ Länge aufgehängt werden; sie war bis zum 11. Juli 1949 in Betrieb. Im September 1949 ist der Holzturm dann völlig abgetragen und die Antenne durch die folgenden beiden Antennen ersetzt worden.

Einmal errichtete man 1948 wieder eine Dreiecks-Flächenantenne an drei 50 m hohen Rundstahlmasten, außerdem stand ab Juli 1949 ein T-Antenne zur Verfügung, die zwischen zwei 50-m-Rundstahlmasten hing, die von der ehemaligen ersten Dreiecks-Flächenantenne stammten. Zeitweise diente sie auch für BBC-Sendungen, wenn Hamburg auf der Frequenz 658 kHz als Reserve für den BBC-Sender Osterloog einspringen mußte. Im November 1950 wurden diese Maste abgebaut und an die Post zurückgegeben, nachdem seit dem 1. Oktober 1948 die Sendeanlagen nicht mehr der Post, sondern dem NWDR unterstanden. Als endgültige Antenne hatte man einen 198 m hohen selbststrahlenden Gittermast errichtet, der, mit einem Reusenmantel um den unteren Teil umgeben, als $\lambda/2$ -Strahler arbeitete. Diese Antenne ging am 10. August 1950 in Betrieb und lief bis zum 26. Mai 1964. Während des Baues hatte sie im Dezember 1949 der Sturm teilweise umgebrochen. Von Mai 1953 bis November 1964 arbeitete die Antenne gleichzeitig als Mittel- und Langwellenantenne; vom Juli 1954 bis Januar 1963 lief sie für die Mittelwelle als Richtantenne. Hierzu wurde in einfacher Weise eine 60 m lange Drahtreuse als strahlungsge-

koppelter Direktor in den Pardunen aufgehängt, so eine Schwächung der Strahlung in Richtung des in Gleichwelle mit Hamburg laufenden Senders Langenberg erreicht und die Verwirrungszone verkleinert. Die Reuse ist im Januar 1963 demontiert, der Mast im Juni 1964 abgetragen worden.

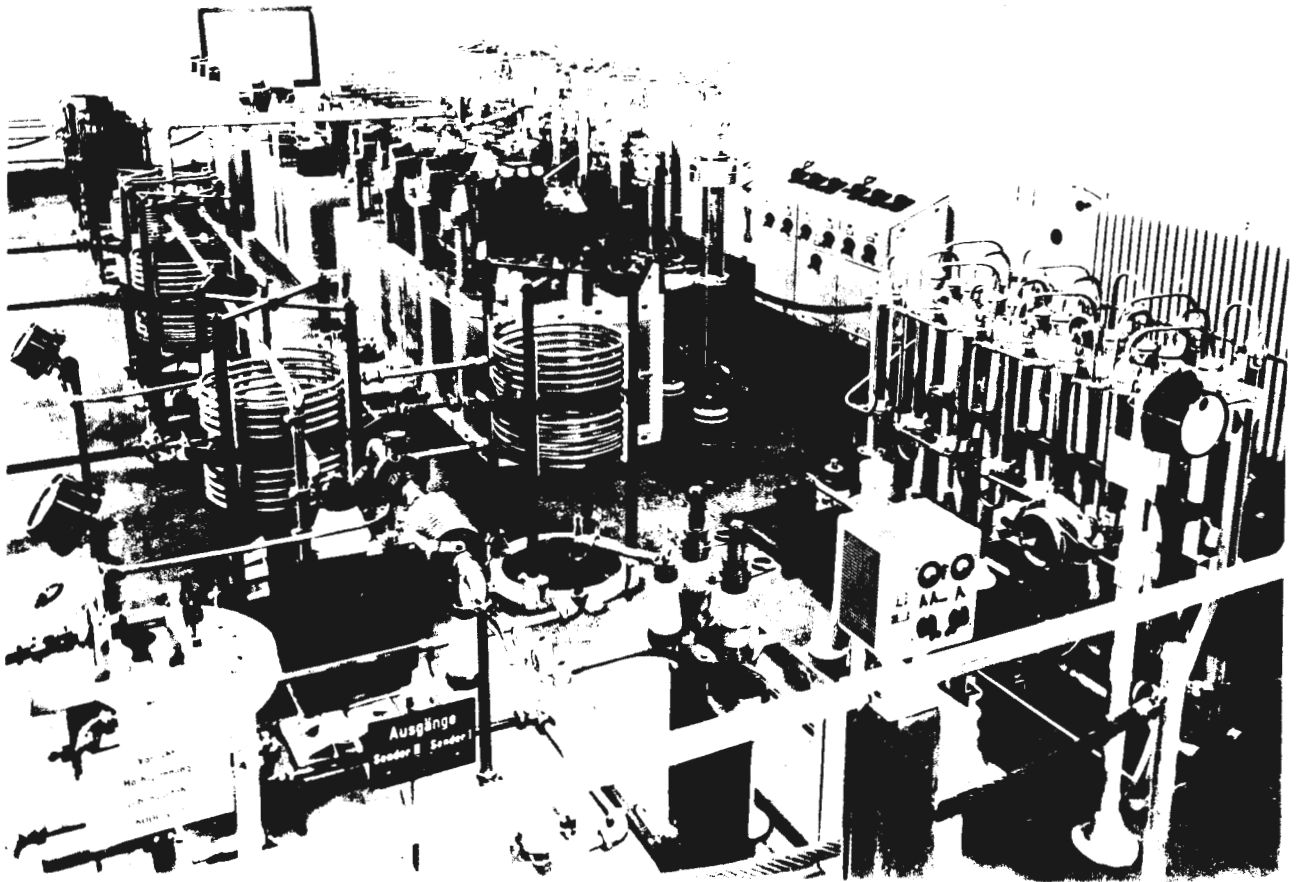
Nach dem Krieg besaß Deutschland keinen Langwellensender mehr. Den nicht mehr benötigten alten gittermodulierten Mittelwellensender baute man jetzt in einen Langwellensender für 151 kHz um. Angesichts der Tatsache, daß seine Frequenz hart an der oberen Grenze des Langwellenbereiches lag, mußte ein Seitenband unterdrückt werden, wobei man aber den Träger mit ausstrahlte, um einen Empfang mit normalen Rundfunkgeräten zu ermöglichen. Seine Leistung betrug etwa 25 kW. Diesen Sender kann man sowohl frequenzmäßig als auch in der Auswahl des Programms als Vorläufer des späteren Deutschlandfunks betrachten.

Am 2. Juli 1959 ist dieser Sender durch einen anodenmodulierten 20-kW-Sender der Firma Lorenz ersetzt worden, der vordem als Mittelwellensender für BFN in Pinneberg Dienst getan und den man nach seiner Aufstellung in Billwerder auf Langwelle und Einseitenbandbetrieb umgestellt hatte. Nach Einstellung der Langwellensendungen aus Hamburg am 30. November 1962 wieder auf Mittelwelle zurückgebaut, diente er vom September 1963 an als Reserve. Im August 1966 wurde er modernisiert. Nach abermaligem Umbau auf 10 kW Ausgangsleistung und Gittermodulation steht er seit dem 20. Januar 1970 wieder als Reserve betriebsbereit.

Für die Nachtsendungen mit verringerter Leistung hatte der NDR zunächst vom 1. Juli 1959 bis September 1963 seinen fahrbaren 10-kW-Sender der Firma Siemens eingesetzt, der auf einen 60 m hohen Steckmast als Antenne arbeitete. Seit 21. Februar 1960 stand auch ein aus Flensburg übernommener 10-kW-Mittelwellensender der Firma Siemens zur Verfügung, der vom September 1963 bis 23. Juli 1966 die Nachtsendungen übernahm. Er besaß Bremsgittermodulation und war für einen Frequenzbereich von 500 bis 1600 kHz ausgelegt. Im Jahre 1968 kam er wieder nach Flensburg zurück.

1962 begann der Aufbau moderner Antennenanlagen. Am 1. Dezember 1962 konnte ein selbststrahlender Rohrmast, mit Lorenz-Doppelspeisung versehen, in Betrieb genommen werden. Hierfür hatte der von der Firma Jucho gebaute, 184 m hohe Mast in 101 m Höhe eine isolierte Unterteilung. Bei einem Gewinn von 1,76 dB für die Bodenwelle konnte man so die Steilstrahlung unter einem Erhebungswinkel von 55° unterdrücken. Dieser Mast war mit einer Senderleistung bis zu 300 kW belastbar. Ein zweiter, 120,90 m hoher, selbststrahlender Rohrmast, von der Firma Hein, Lehmann u. Co errichtet und ab 27. Juni 1963 betriebsbereit, diente als Reserve. Er kam von der ehemaligen Sendestelle Osterloog und konnte bis 100 kW belastet werden.

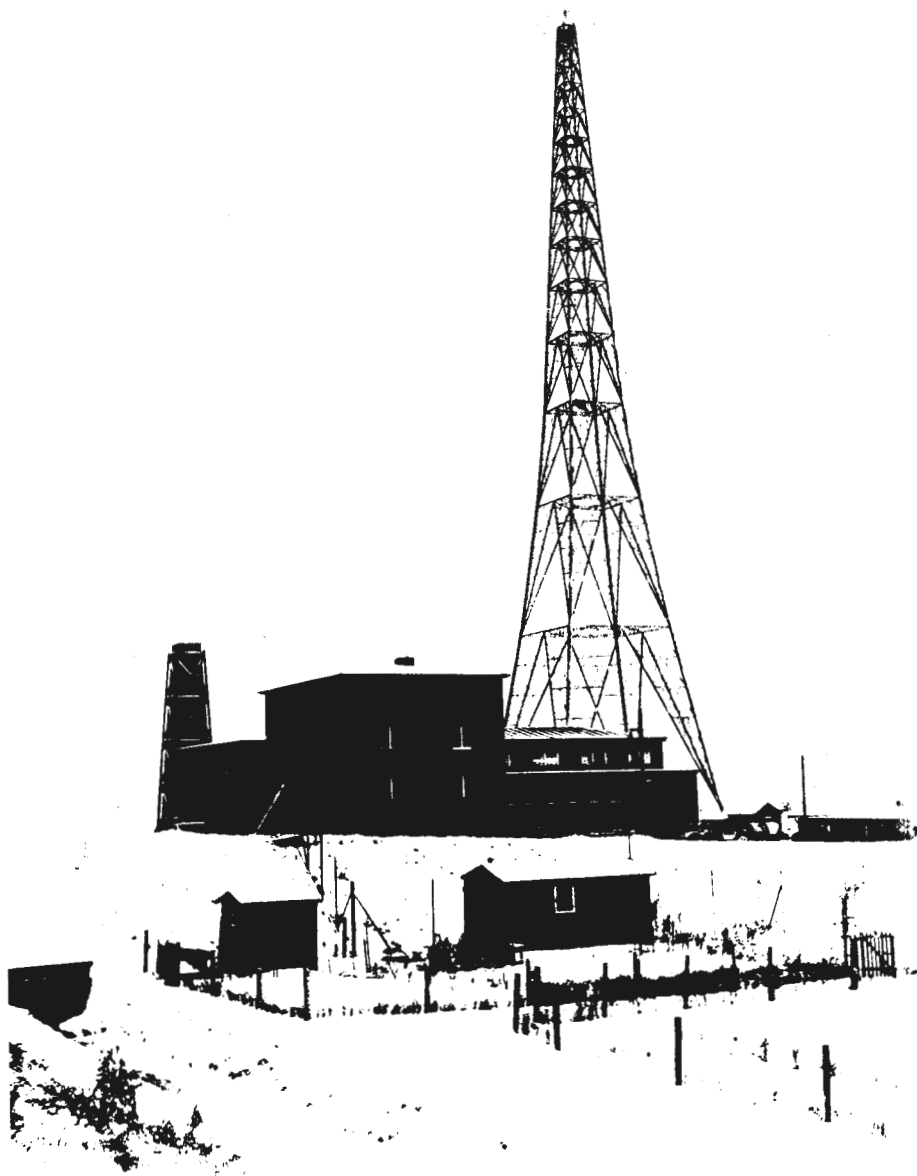
Die allgemeine Leistungssteigerung der Rundfunksender in Europa auf Beträge von mehreren 100 kW machte es erforderlich, auch für Hamburg einen stärkeren Sender einzusetzen. Am 5. Februar 1966 nahm ein neuer Sender der Firma Telefunken mit einer Leistung von 300 kW offiziell den Betrieb auf, nachdem er bereits



Erster 100-kW-Sender 1934 in Billwerder. Gesamtansicht.
Telefunken



Auswechseln einer Röhre im zweiten 100-kW-Sender
1940. Telefunken-Werkaufnahme vor der Aufstellung
des Senders in Hamburg



145 m hoher Holzturm mit schwundmindernder Eindraht-
antenne und Ring als Spitzenkapazität. 1934

seit Dezember 1965 allerdings mit einer auf 100 kW reduzierten Leistung mit Sendeversuchen begonnen hatte. Der Sender ist fünfstufig mit zwei Trioden in der Endstufe, von denen jede 150 kW Leistung ergibt. Zur Verbesserung des Wirkungsgrade ist ausser der Anodenspannungsmodulation in der Endstufe auch die Treiberstufe halb mitmoduliert. Die Röhrenwärme wird durch Siedekühlung abgeführt.

Am Tage arbeitet dieser Sender auf den 184 m hohen Rohrmast als Rundstrahlantenne; der Zwischenisolator ist überbrückt, so daß die Antenne als $5/8\lambda$ -Strahler schwingt. Vom 10. Dezember 1979 an wird mit Eintritt der Dunkelheit nur der untere Teil der Antenne als $\lambda/4$ Strahler betrieben und ein neu errichteter, 77 m hoher Gittermast als Reflektor dazugeschaltet, so daß mit Richtstrahlung zur Verringerung von Störungen der Gleichkanalsender im Sektor von 65° bis 110° die Leistung auf 150 kW herabgesetzt ist.

UKW-Sender

In Hamburg hatte der UKW-Rundfunk am 24. Mai 1949 mit einem kleinen 100-W-Sender begonnen, der im Funkhaus in der Rothenbaumchaussee aufgestellt war und das erste Programm übertrug. Ein Jahr später, am 14. Mai 1950, konnte in Billwerder der erste UKW-Sender größerer Leistung in Betrieb genommen und damit gleichzeitig die Übertragung des zweiten Programms ("UKW-Nord") für Hamburg eröffnet werden. Dieser, von der Firma Telefunken gebaute Sender mit einer Ausgangsleistung von 10 kW setzte sich noch aus drei einzelnen Einheiten zusammen, einer 250-W-Vorstufe, der 3-kW-Treiberstufe und der 10-kW-Endstufe. Mit einer Telefunken-Rundstrahlantenne, sechs übereinander angeordnete U-Dipole, lieferte er eine wirksame Strahlungsleistung von 40 kW; nach Austausch der Antenne gegen einen 8-fach-Kreuzdipol von Rohde & Schwarz am 21. Februar 1954 stieg sie auf 50 kW. Beide Antennen befanden sich auf dem 198 m hohen Mittelwellen-Gittermast. Im Januar 1958 erhöhte man die Betriebssicherheit des Senders durch Auswechseln der alten 250-W-Vorstufe gegen zwei moderne 300-W-Telefunken-Vorstufen, je eine für Betrieb und Reserve.

Schon 1954 hatte der damalige NWDR damit begonnen, seinen Hörern als Weihnachtsgabe während der letzten Tage im alten Jahr bis in das neue Jahr hinein abends ein drittes Programm zu bescheren; außerdem sollte auch das erste Programm von hier aus in UKW-Qualität ausgestrahlt werden. Der Einsatz weiterer Sender war also notwendig. Am 15. März 1954 hatte bereits ein zweiter Sender zur Verbreitung des "UKW-West"-Programms den Betrieb aufgenommen, der aus einer vom Standort Hamburg-Mittelweg übernommenen 250-W-Vorstufe und einer 1-kW-Endstufe der Firma Lorenz bestand, die vorher in Langenberg Dienst getan hatte. Entsprechend der geringeren Senderleistung betrug die abgestrahlte Leistung für dieses Programm nur 5 kW. Seit dem 24. Dezember 1954 übertrug er dann das erste Programm. Auch das dritte Programm lief vom 8. Juni 1955 an zunächst nur mit der gleichen geringen Leistung über einen 1-kW-Telefunken-Sender, der von der Sendestelle Kiel stammte; am 29. November 1957 ist er durch eine vom Sender Hannover kommende Telefunken-10-kW-

Endstufe auf eine Strahlungsleistung von 50 kW verstärkt worden. Ein moderner 10-kW-Sender löste am 9. April 1958 zunächst nur mit den 600-W-Vorstufen und 3 kW abgestrahlter Leistung und ab 8. Juni 1958 über eine 10-kW-Endstufe mit der vollen Leistung von 50 kW den alten Sender für das Programm 1 ab. Diese neue Anlage hatte die Firma Rohde & Schwarz geliefert.

Die einzelnen Sender waren den Programmen nicht starr zugeordnet, sondern wechselten im Laufe der Jahre mehrfach untereinander. Am 4. April 1960 nahm ein neuer moderner Sender der Firma Rohde & Schwarz den Betrieb auf, dernicht mehr wie die Vorgänger aus einzelnen zusammenschaltbaren Stufen bestand, sondern bei dem der 600-W-Vorstufenteil, ein zweiter gleichartiger Teil als passive Reserve und der 10-kW-Hauptverstärker ein geschlossenes Ganzes bildeten.

Eine völlige Umgestaltung erfuhr jetzt die Antennenanlage. Neben dem Sendergebäude wurde für die neuen UKW- und Fernsehantennen ein Rohrmast von der Firma Jucho errichtet, der anfangs eine Höhe von 255 m und später, nach Aufsetzen der neuen Fernsehantenne, eine Gesamthöhe von 300 m erreichte. Dieser Mast trug jetzt eine Antenne mit hohem Gewinn, zehn Ebenen zu je 4 Yagi-Elementen der Firma Rohde & Schwarz, wodurch die abgestrahlte Leistung aller Sender von 50 auf 70...80 kW anstieg. Diese Antenne konnte am 8. September 1961 in Betrieb genommen werden. Um gegen Antennenausfall weitgehend geschützt zu sein, war die Antenne teilbar, d.h. bei Störungen an einzelnen Elementen konnte der Betrieb mit verringerter Leistung über die Halbantenne weiter laufen. Außerdem hatte man auf dem Steckmast des fahrbaren Mittelwellensenders als Reserveantenne einen 4-fach-Kreuzdipol der Firma Rohde & Schwarz bereitgestellt.

Am 1. Februar 1972 ist der Senderbestand abermals um eine Doppelanlage der Firma Rohde & Schwarz, je ein Sender zu 10 kW für Betrieb und passive Reserve, erweitert worden.

Die Forderung, getrennte Regionalprogramme für Hamburg, Schleswig-Holstein und Niedersachsen auszustrahlen, erforderte in den Jahren 1979 und 1980 abermals den Einsatz weiterer Sender und Änderungen der Antennenanlagen. Am 19. Mai 1979 wurde am gleichen Mast oberhalb der bisherigen UKW-Antenne für die Programme 1 bis 3 eine neue Antenne, 48 Richtstrahlfelder in 12 Ebenen der Firma Rohde & Schwarz, als Rundstrahler in Betrieb genommen. Am 8. Juni 1979 ist die alte Antenne in eine Richtstrahlantenne mit Hauptstrahlrichtung 340° umgebaut worden; dazu kam am 1. Juli 1980 eine zweite Richtantenne von der Firma Kathrein mit den Hauptstrahlrichtungen 230° und 285° . Um rasch in Betrieb zu kommen, übernahm man von der Sendestelle Osnabrück-Stadt einen 1-kW-Sender der Firma Rohde & Schwarz, der am 8. Juni 1979 in Betrieb ging und zunächst bis zum 1. Juli 1979 das IVA-Messeprogramm übertrug. Ab 2. Juli 1979 verbreitete er das zweite Programm mit Hamburger Regionalanteil. Dann wurde er von einem Doppelsender der Firma Rohde & Schwarz, je einem Sender für Betrieb und passive Reserve, abgelöst, der vorher in Göttingen eingesetzt war. Bei einer Ausgangsleistung von 1 kW gab er über die Richtantenne eine wirksame Strahlungsleistung von 10 kW in Hauptstrahlrichtung 340° . Dieser Sender verbreitete seit 1.

Januar 1981 das Regionalprogramm für Schleswig-Holstein. Ein zweiter Doppelsender, ebenfalls je ein 1-kW-Sender der Firma Rohde & Schwarz für Betrieb und passive Reserve, strahlte das Regionalprogramm ab 1. Juli 1980 für Niedersachsen mit einer wirksamen Strahlungsleistung von 20 kW in den Hauptstrahlrichtungen 230° und 285° aus.

Fernseh-Sender

Der erste Fernsehsender nach dem Kriege stand in Hamburg in einem Hochbunker auf dem Heiligengeistfeld und nahm mit einer Leistung von 250 W für das Bild und 100 W für den Ton am 25. September 1950 den Betrieb auf. Bei den gelegentlich in der Literatur vorkommenden früheren Daten handelt es sich um Versuche im Kurzschlußverfahren, d.h. direkt von der Kamera auf den Monitor, ohne Ausstrahlung über einen Sender.

Erst zwei Jahre später wurde in Billwerder der erste Fernsehsender großer Leistung in Betrieb genommen. Der von der Firma Siemens gelieferte Band-III-Sender bestand aus einem 10-kW-Sender für das Bild und einem 2-kW-Sender für den Ton. Nachdem am 16. Dezember 1952 der Versuchsbetrieb begonnen hatte, konnte der Sender am 25. Dezember 1952 offiziell in Betrieb gehen. Am 21. August 1959 erhielt er eine passive Reserve in Form eines gleichartigen zweiten Senders. Die über eine aus 4 x 4 Achterfeldern bestehende Rundstrahlantenne von Siemens abgestrahlte Leistung betrug 100 kW.

Um Erfahrungen über die Ausbreitungsverhältnisse in den UHF-Bändern zu gewinnen, war kurzzeitig vom 19. Mai bis Juli 1959 in Billwerder auch ein kleiner Band-IV-Sender von Siemens mit nur 1,5 kW Ausgangsleistung für Ausbreitungsmessungen eingesetzt worden. Seine Antenne bestand aus acht Sechzehner-Feldern, ebenfalls von Siemens, die in vier Ebenen zu je zwei Feldern an dem 198 m hohen Mittelwellen-Gittermast angeordnet waren und in Rundstrahlung eine wirksame Strahlungsleistung von 15 kW für das Bild lieferten. Interessant war hierbei, daß die Speisung der Antenne nicht über ein übliches Kabel erfolgte, sondern als Oberflächenwelle längs eines einfachen Drahtes, einer nach ihrem Erfinder als Goubau-Leitung bezeichneten Anordnung. Der Sender kam aus Steinkimmen und ging nach Beendigung des Versuchs zunächst zum Sender Bungsberg und dann nach Lingen.

Eine kurze Gastrolle gab von Mai bis Juli 1959 ein 20 kW starker Fernsehsender der Firma Siemens, der in Bereich V zur Ausstrahlung des zweiten Programms vorgesehen war. Ohne je in Betrieb gekommen zu sein, mußte er auf Grund des Karlsruher Urteils wieder abgebaut werden; dann kam er nach Steinkimmen.

Nach Errichtung des neuen, für UKW und Fernsehen vorgesehenen neuen Rohrmastes neben dem Sendergebäude konnte am 27. Dezember 1960 eine neue Fernseh-Rundstrahlantenne in Betrieb genommen werden. Sie bestand aus 24 Achterfeldern der Firma Rohde & Schwarz, sechs Ebenen zu je vier Feldern, und war geteilt, so daß im Störfall mit verringerter Leistung über eine Hälfte weitergesendet werden konnte. Um das Versorgungsgebiet noch weiter vergrößern zu können, wurde im Jahre 1966 auf der Spitze

des Mastes eine neue Fernsehantenne montiert, deren Schwerpunkts-
höhe über Fußpunkt mit 289 m wesentlich höher lag als die der
alten Antenne mit 232,5 m. Diese neue Antenne, die zur Zeit in
Betrieb ist, eine Schmetterlingsantenne (Superturnstile) mit
16 Ebenen der Firma Siemens in einem selbsttragenden Kunststoff-
zylinder von 22,5 m Höhe, hat ebenfalls wieder ein Rundstrahl-
diagramm; am 24. Januar 1966 nahm man sie in Betrieb. Später wur-
de auch sie geteilt, um im Störfungsfall eine Halbantenne als
Reserve zu haben. Die alte Antenne blieb zunächst als Reserve,
konnte dann aber abgebaut werden. Auch die beiden 10-kW-Fern-
sehsender für Betrieb und Reserve waren durch zwei neue Sender
der Firma Siemens ersetzt worden. Die beiden Triodensender hat-
ten jeder eine Ausgangsleistung von 20 kW für Bild und 2 kW für
Ton, wurden aber nur bis zu einer wirksamen Strahlungsleitung
von 100 kW ausgefahren.

Ebenso wie für den UKW-Rundfunk machte die Einführung der Re-
gionalprogramme auch für das Fernsehen den Einsatz neuer Sender
erforderlich. Am 1. Juni 1983 nahmen zwei Fernsehsender, je
einer für Betrieb und passive Reserve, mit dem Landesprogramm
Niedersachsen ihren Betrieb auf. Beide Sender sind Tetroden-
sender im UHF-Bereich; von der Firma Siemens geliefert, haben
sie eine Ausgangsleistung von 20 kW, die jedoch nur bis
15 kW ausgefahren wird. Entsprechend dem zu versorgenden Gebiet
ist eine Richtantenne der Firma Rohde & Schwarz mit Hauptstrahl-
richtung 255° eingesetzt. Bei dem hohen Leistungsgewinn dieser
Antenne beträgt die wirksame abgestrahlte Leistung für das
Bild in der Hauptstrahlrichtung 500 kW.

BIBLIOGRAPHIE

Zeitschriftenlese 31 (1.12.1983 - 29.2.1984 und Nachträge)

- Auf der Suche nach sich selbst. Anfänge des Hörfunks in Deutschland - Oktober 1923 bis März 1925. Von Susanna Großmann-Vendrey, Renate Schumacher, Horst O. Halefeldt, Dietmar Reese und August Soppe, in: ARD Jahrbuch. Jg. 15. 1983. S. 41-61.
- Hans Bausch: Ein neues Medium wird 60 Jahre alt. Zwischen wechsellvoller Geschichte und offener Zukunft, in: ARD Jahrbuch. Jg. 15. 1983. S. 19-40.
- Douglas A. Boyd: Cross-cultural international broadcasting in Arabic, in: Gazette. Vol. 32. 1983. Nr. 3. S. 143-167.
- Andrea Brunnen: Rundfunkwerbung gestern, heute und morgen. "Änderungen sind überfällig." - Aus Gesprächen mit dem Verfasser einer "marktgerechten Rundfunkwerbung", Dr. Erwin Wittmann, in: Fernseh-Informationen. Jg. 34. 1983. Nr. 21. S. 553-558. Der Beitrag behandelt vor allem die Einführung der Fernsehwerbung beim Bayerischen Rundfunk.
- Chronik des Rundfunks der DDR 1982. (Vom) Lektorat Rundfunkgeschichte (des Staatlichen Komitees für Rundfunk beim Ministerrat der DDR), in: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks. Jg. 7. 1983.
- Martin Esslin: Samuel Beckett and the art of broadcasting, in: Esslin: Mediations. Essays on Brecht, Beckett, and the media. London 1980. S. 125-154.
- Karl Grobe: China Report. Radio und TV im Ausbau, in: Weltweit hören. Jg. 11. 1983. Nr. 12. S. 4-7.
- Horst O. Halefeldt: Die Entdeckung der Nahwelt. Regionalisierung in Hörfunk und Fernsehen. Eine Zwischenbilanz nach 60 Jahren, in: ARD Jahrbuch. Jg. 15. 1983. S. 62-79.
- Hermann Herlinghaus: Zur Perspektive der Film- und Fernsehwissenschaft, in: Beiträge zur Film- und Fernsehwissenschaft. Jg. 24. 1983. Nr. 2. S. 31-54. Zur Situation in der DDR.
- Anneliese Holzschuh: Kriminalität im Sozialismus - wie stellt man das dar? Kriminalserien in Rundfunk und Fernsehen der DDR, in: Deutschland-Archiv. Jg. 17. 1984. H. 2. S. 182-189.
- Friedr(ich) Wilh(elm) Hymmen: Kirchliche Rundfunkarbeit 1923-1953. T. 1-2, in: Medium. Jg. 13. 1983. H. 12. S. 51, Jg. 14. 1984. H. 1. S. 51.
- Friedrich Wilhelm Hymmen: Ufa (nach 1945), in: Medium. Jg. 14. 1984. H. 2. S. 51.
- Juri Igrinjow: Fakten aus der Frühzeit des sowjetischen Rundfunks, in: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks. Jg. 17. 1983. H. 2. S. 25-40.
- Herbert Janssen: Prälat Dr. Franz Hermann wird 80 Jahre alt, in: Funk-Korrespondenz. Jg. 32. 1984. Nr. 3. S. 10-11. geb. 1904, von 1961 bis 1975 Leiter der Katholischen Rundfunkarbeit in Deutschland.
- Karl H. Karst: Konsequenz und vor allem engagiert. Der Rundfunkmann Ernst Schnabel, in: Kirche und Rundfunk. 1984. Nr. 5. S. 5-8.
- Klaus Klößner: Hörfunk, in: Kinder- und Jugendmedien. Ein Handbuch für die Praxis. Weinheim und Basel 1984. S. 201-215.

- Cheris Kramarae: Nachrichten zu sprechen gestatte ich der Frau nicht: Widerstand gegenüber dem öffentlichen Sprechen von Frauen, in: Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt a.M. 1984. S. 203-232. Geschichte der Zulassung von Frauen als Ansagerinnen und Nachrichtensprecherinnen in Großbritannien (BBC). Mit Kommentar über die deutschen Nachrichtenfrauen von Ute Remus.
- Wolfgang Krischke: Das ausgewogene Lachen. Kabarett im Porz-Fernsehen, in: Medium. Jg. 13. 1983. H. 12. S. 37-39.
- Thomas Lustig: Von Marsmenschen, UFOs und Weltkriegern. Radio-panik durch fingierte Reportagen, in: Weltweit hören. Jg. 12. 1983. Nr. 1. S.28-29.
- Manfred Müller: Rück-Besinnung, in: Fernseh-Informationen. Jg. 34. 1983. Nr. 23/24. S. 619-623. Erinnerungen an 34 Jahre Arbeit in den Gremien des Süddeutschen Rundfunks.
- M(arianne) M(umm): Die baskische autonome Rundfunkgesellschaft Euskal Irrati Telebista, in: Weltweit hören. Jg. 12. 1984. Nr. 1. S. 13-14.
- Heike Mundzeck: Spaß, programmatisch. Das Kinderfernsehen des WDR, in: Medium. Jg. 14. 1983. H. 2. S. 25-27.
- David H. Ostroff: A history of STV, Inc. and the 1964 California vote against pay television, in: Journal of broadcasting. Vol. 27. 1983. Nr. 4. S. 371-386.
- Joachim Paech: Das Dokumentarische, Geschichte und Film. Notizen beim Lesen von Wilhelm Roths "Der Dokumentarfilm seit 1960" (München, Luzern 1982), in: Medium. Jg. 14. 1984. H. 1. S. 30-34.
- Rüdiger Prose: Ein großer Reporter. Max Helmuth Rehbein wird 65, in: Deutsches Fernsehen. Pressedienst. 1984. Nr. 3. S. IV, 5-IV, 6.
- Karl Raab: Kultur und Kunst in deutschsprachigen Sendungen von Radio Moskau 1937 bis 1945, in: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks. Jg. 17. 1983. H. 2. S. 14-24.
- Radio Gambia von 1962 bis heute, in: Weltweit hören. Jg. 12. 1984. Nr. 2. S. 32.
- Jan-Uwe Rogge: Fernsehen, in: Kinder- und Jugendmedien. Ein Handbuch für die Praxis. Weinheim und Basel 1984. S. 189-198.
- Naomi Sargent: One year on in Channel Four, in: Media in education and development. Vol. 16. 1983. Nr. 4. S. 194-198.
- Willi Schäferdieck: Leben und Arbeiten mit Ernst Hardt. Erinnerungen an den ersten WERAG-Intendanten. T. 1-2, in: WDR print. Nr. 93. 1984. S. 7, Nr. 94. 1984. S. 7. 2. Ernst Hardt sechs Jahre im Berliner "Exil". Emmy Goering heulte "Rotz und Wasser".
- Gerd-Johannes Schwensen: "Die Herrschaften wollen uns nicht mehr." Ein Gespräch mit Franz Xaver Kroetz zum Spannungsverhältnis von Gegenwartsdramatik und Fernsehspiel, in: Medium. Jg. 14. 1984. H. 2. S. 28-32. Zur "Mediengeschichte" von Franz Xaver Kroetz.
- Hermann Stümpert: Dem Dampfradio Dampf gemacht, in: SR Information. 1984. Nr. 1. S. 6-7. Rückblick auf 20 Jahre "Europawelle Saar".
- Dagmar Wiebusch: Zwischen zeitlosem Programm und Zeitgespräch. Das Kleinkinderprogramm im Fernsehen, in: Funk-Korrespondenz. Jg. 31. 1983. Nr. 51/52. S. 1-8.
- Günter Wirth: Am Anfang ist das Bild. Religiöse Sendungen im Fernsehen (DDR), in: Film und Fernsehen. Jg. 11. 1983. H. 12. S. 15-17.

BESPRECHUNGEN

Walter Klingler: Nationalsozialistische Rundfunkpolitik 1942-1945. Organisation, Programm und die Hörer. Phil.Diss. Mannheim 1983, 381 Seiten.

Die Geschichte des Hörfunks in Deutschland ist durch die Darstellungen von Goebel (1950), Lerg (1965, 1980) und Diller (1980) sowie mehrerer anderer Veröffentlichungen (z.T. hervorgegangen aus Examensarbeiten und angeregt durch das fünfzigjährige Rundfunkjubiläum 1973) gut erforscht. Die Untersuchung von Walter Klingler gibt nun begründeten Anlaß, dem Fortschritt der Rundfunkgeschichtsschreibung in den vergangenen drei Jahrzehnten und dem Wandel des Erkenntnisinteresses nachzugehen. Heute sind die Aktenüberlieferungen der öffentlichen und privaten Archive, sofern sie von den Besatzungsmächten beschlagnahmt worden waren, wieder im deutschen Besitz. Sofern sie zerstört wurden, sind sie teilweise durch andere Überlieferungen zu ersetzen. Die Bedeutung der Programmzeitschriften als Informationsquelle insbesondere für das Rundfunkprogramm ist erkannt. Die Zeitschriftenbände sind teilweise sogar schon auf Mikrofilm über den auswärtigen Leihverkehr zugänglich. Die Technik- und Organisationsgeschichte des Rundfunks insbesondere kann als ausreichend erforscht gelten, deshalb geht der Blick nun zu Recht auf die Entwicklung des Rundfunkprogramms als Faktor der öffentlichen Meinungs- und Willensbildung. Klingler hat die Möglichkeit, diesem Erkenntnisinteresse nunmehr nachzugehen, deutlich erkannt, als er mit dem Rundfunk der zweiten Hälfte des Zweiten Weltkrieges eine bislang vernachlässigte Zeitspanne thematisierte. Ausgangspunkt für seine Darstellung sind überwiegend Primärquellen (so aus dem Bundesarchiv u.a. Aktenbestände des Reichssicherheitshauptamtes, der Reichsrundfunkkammer, der Deutschen Arbeitsfront und nicht zuletzt des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda). Besondere Bedeutung haben auch die erstmals ausgewerteten Bestände des Bruckner Stifts Sankt Florian, das Dokumente aus den letzten Jahren der Reichsrundfunkgesellschaft verwahrt. Daneben ist die zeitgenössische und die zeitgeschichtliche Literatur erschöpfend herangezogen worden.

Das 1. Kapitel führt in die Problematik ein und schildert, beginnend bei der Papenschen Rundfunkreform 1932, bis zur Einführung des kriegsbedingten Einheitsprogramms 1940 die "Vorgeschichte" des deutschen Rundfunks bis nach dem Überfall auf die Sowjetunion bzw. dem Rückschlag vor Moskau. Zu Recht weist Klingler darauf hin, daß die von Papen durchgeführten Pläne einer Verstaatlichung des Rundfunks, die später den Nationalsozialisten nützlich waren, bereits von der Regierung Brüning ausgearbeitet wurden (Seite 21). Er charakterisiert die Programmentwicklung vom primär politisch akzentuierten Programm 1933/34 mit hohem Wortanteil und vielen unangekündigten

Sondersendungen bis zum intensiveren Einsatz von Unterhaltungselementen, um die Hörer zu locken und zu binden, damit nebenbei Politik vermittelt werden konnte. An der Machart änderte sich in der ersten Kriegshälfte zunächst wenig, denn die Kriegserfolge machten Propaganda leicht. Goebbels konnte sogar Geländegewinne erzielen, als er die Konkurrenten auf dem Gebiet der Rundfunkpolitik beispielsweise durch Auflösung des Verwaltungsrats der Reichsrundfunkgesellschaft an den Rand drängen konnte. Rundfunkarbeit war in der Folge im wesentlichen Arbeit der Abteilung Rundfunk des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda. "Bis zum Jahr 1941 hatte sich insgesamt ein festes Programmschema herauskristallisiert, das schon allein durch seine Struktur die Bedeutung des Mediums 'Rundfunk als Propagandainstrument' deutlich machte. Das einheitliche Reichsprogramm wurde täglich 21 Stunden ausgestrahlt. Etwa 13 Stunden entfielen auf Musiksendungen, die restlichen 8 Stunden auf Wortsendungen" (Seite 53). Goebbels, der in der Tat die wesentlichen Rundfunkentscheidungen selbst fällte oder autorisierte, war sich darüber klar, daß der Wortanteil nicht weiter steigen durfte. Die Akzeptanz machte aber noch keine Probleme, zumal die feindliche Rundfunkpropaganda noch wenig abgehört wurde. Auch technisch bestand dazu kaum ein Anlaß, denn zu den 40 Sendern des "Großdeutschen" Reiches bei Kriegsbeginn (unter Einschluß des Protektorats Böhmen und Mähren) kamen durch die Kriegseroberungen 40 weitere hinzu. Im Oktober 1941 "waren über 80 Sender und Gleichwellengruppen einschließlich Bergen, Minsk, Belgrad und Bordeaux als Eckpunkte eines riesigen Rundfunkreiches genannt und damit auch zum Abhören freigegeben" (Seite 59).

Der Kriegsbeginn mit der Sowjetunion war propagandistisch eine Bewährungsprobe, da allzubald deutlich wurde, daß hier nicht mit einem erfolgreichen Blitzkrieg gerechnet werden konnte. So verfügte Goebbels folgerichtig im Herbst 1941 einschneidende Programmänderungen; besonders abends sollte es "sehr bunt und volkstümlich" werden (Seite 64). Um diese Absicht organisatorisch umzusetzen, gründete Goebbels am Reichsintendanten Glasmeier vorbei einen Programmausschuß, mit dessen Leitung er aus seinem Ministerium Hans Hinkel beauftragte. Hinkel besaß durch seine Arbeit in der Reichsrundfunkkammer gute Kontakte zu ausübenden Künstlern und vermochte es offenbar, seine Begeisterung auf andere zu übertragen. Aber nach ersten Erfolgen des neuen Programms ließ die Umsetzung des erfolgreichen Konzepts in die Praxis zu wünschen übrig. Deshalb entschloß sich Goebbels nun, Mitte Februar 1942, eine Neukonzeption des Unterhaltungsbereichs auch organisatorisch durchgreifend vorzunehmen. In Anlehnung an die Ressortenteilung der Presse wurden wiederum unter Leitung Hinkels zehn Programmgruppen für den Unterhaltungsbereich geschaffen (leichte Tanz- und Unterhaltungsmusik, gehobene Unterhaltungsmusik/Filmmusik und zeitgenössische Operette, allgemeine volkstümliche Unterhaltung usw.). Parallel dazu wurde der politisch propagandistische Bereich neu gestaltet. Hier entstanden fünf Programmgruppen (Nachrichtendienste Inland, Zeitgeschehen/Aufklärung und Belehrung usw.). Ab November 1942 schaltete hier, als Goebbels' Beauftragter, Hans Fritzsche. Damit war die organisatorische Form des deutschen Rundfunks für die zweite Kriegsphase gefunden. Erst als Hinkel im Mai 1944 zum Leiter der Abteilung

Film des Propagandaministeriums und zum Reichsfilmintendanten berufen wurde, kam es zu einer gewissen Veränderung. Fritzsche wurde auch mit der Leitung des Unterhaltungsprogramms beauftragt. Spätestens seit 1942 war also die Reichsrundfunkgesellschaft nur noch "ausführendes Organ des Reichsministeriums" (Seite 94). Goebbels war quasi Intendant des Deutschen Rundfunks, Fritzsche und Hinkel seine Vertreter mit präzisen Programmaufgaben. Die Programmgruppen Politik und Unterhaltung planten in gemeinsamen Sitzungen unter Leitung Fritzsches und Hinkels ihre Arbeit. "Der Ausstrahlung folgte eine Nachbesprechung insofern, als in den wöchentlichen Programmkonferenzen auf einzelne Sendungen eingegangen wurde. Für die Auswahl waren häufig die Stimmungsberichte der verschiedenen damit befaßten Institutionen maßgebend; nicht selten wurden auch persönliche Eindrücke von Goebbels, Fritzsche oder Hinkel eingebracht. Für Lob und Tadel war u.a. die Resonanz bei den Hörern eine wichtige Richtgröße." Sie wurde durch den Sicherheitsdienst SD ermittelt und in Berichten zusammengefaßt, die regelmäßig der Rundfunkführung vorgelegt wurden.

Mit Fortgang des Krieges wurde die Rundfunkversorgung aber technisch immer schwieriger. Waren schon zu Beginn des Krieges nicht immer genügend Sendeanlagen vorhanden gewesen, um eine flächendeckende Versorgung bei guter Übertragungsqualität zu gewährleisten, so war nun, bedingt durch den Bombenkrieg und dessen Auswirkung (vor allem Rundfunkabschaltung) und die stärkere Disposition der Bevölkerung zum Abhören ausländischer Stationen, die Lage problematisch. Der Bombenkrieg verursachte zudem einen Mangel an Rundfunkempfängern, der durch Neuproduktion zunehmend schwieriger ausgeglichen werden konnte. Die Geräteproduktion fiel von etwa 30 Millionen im ersten Kriegsjahr auf etwa 1/2 Millionen 1944 (Seite 212). Die Anzahl der intakten Rundfunkempfänger erreichte 1943 mit mehr als 16 Millionen den höchsten Punkt und begann dann steil abzufallen, um bis 1945 nur noch neun Millionen zu betragen. Rundfunkpropaganda wurde auch inhaltlich im Stalingrad-Winter 1942/43, nach den Verlusten in Nordafrika und dem offenbaren Fehlschlag des U-Boot-Krieges gegen England und die Vereinigten Staaten schwieriger. Von Goebbels angestrebte Zwangsmaßnahmen, wie die Beschlagnahme von Kurzwellenempfängern und die technische Festlegung zulässiger Rundfunkgeräte einzig auf zulässige Sender, fanden nicht die Zustimmung von Parteikanzlei und Hitler, so daß nur die "außerordentlichen Rundfunkmaßnahmen", die bei Kriegsbeginn verkündet worden waren, zur Verfügung standen. Sie stellten das Abhören von ausländischen Sendern und die Verbreitung illegal abgehörter Informationen unter hohe Strafen.

Klingler beschreibt eingehend die inhaltlichen Komponenten des Rundfunkprogramms von 1942 bis 1945 und deren stufenweise Entwicklung unter Rückkopplung zumal mit den SD-Berichten. Trotz des weitgehenden Fehlens der Tonüberlieferung entsteht anhand der intensiv ausgewerteten schriftlichen Quellen unterschiedlicher Provenienz ein plastisches Bild des Hörfunkprogramms bis zum Abschalten der letzten NS-Sender mit der Meldung des Oberkommandos der Wehrmacht über das Ende des Krieges am 8. Mai 1945. Ein hoher Forschungsaufwand war erforderlich, um

das Programm von drei Jahren Reichsrundfunkprogramm zu rekonstruieren. Daran wird der Umfang der Aufgabe erkennbar, die sich das Deutsche Rundfunkarchiv mit der Programmgeschichtsschreibung nunmehr vorgenommen hat (ein erster Beitrag über die Jahre 1923/25 ist inzwischen im ARD-Jahrbuch 1983 vorgelegt worden). Klinglers Mannheimer Dissertation, die bei Erich Mathias, dem kürzlich verstorbenen prominenten Zeithistoriker und guten Kenner der nationalsozialistischen Zeit, und Friedrich P. Kahlenberg, dem hervorragenden Kenner der Aktenüberlieferung der nationalsozialistischen Mediengeschichte, angefertigt wurde, liegt leider nur als grauer Dissertationsdruck ohne Bezugsquellennachweis und Preisangabe vor. Dennoch hat der Verfasser - bei Dissertationen überaus ungewöhnlich - ein Personenregister angefertigt und auch biografische Hinweise auf die "Mitarbeiter des RMVP, der RRG, der NSDAP und anderer Organisationen aus dem Bereich Rundfunk 1941 - 1945" angefügt, so daß auch die Suche nach Details rasch erfolgen kann.

Hans Bohrmann

Peter Stützle: Bildschirmtext und Fachpresse. Alternative? Ergänzung? Konkurrenz? - Köln: Studienverlag Ertay Hayit 1983 (= Serie Kommunikation), IV, 159 Seiten.

Der Studienkreis hat sich auf seiner letzten Jahrestagung in München mit Problemen des Medientransfers beschäftigt. Eine zentrale Fragestellung dieses Themas, nämlich: "Verdrängen oder ergänzen sich Medien untereinander?" (s. dazu die Beiträge von Winfried B. Lerg und Wolfgang R. Langenbacher in diesem Heft der MITTEILUNGEN StRuG) behandelt die hier anzuzeigende Monographie von Peter Stützle. Wenngleich der Autor sich auf die "neue" Technik Bildschirmtext (Btx) und das "alte" Medium Fachzeitschrift konzentriert, mithin keinen Bezug zum Rundfunk herstellt, kann seiner Studie doch ein gewisser exemplarischer Charakter für - in erster Linie prognostizierte - Transfer-Phänomene der Kommunikationsmittel nicht abgesprochen werden. Stützle behandelt die im Untertitel seines Buches formulierten Fragen argumentativ. Auf der Basis umfangreicher Literaturstudien (allerdings: einige zentrale Beiträge zur Medienprognostik, etwa von Winfried B. Lerg oder Jan Tonnemacher, vermißt man ebenso wie neueste Untersuchungen zu Btx etwa von Bernd-Peter Lange) stellt er zunächst die gegenwärtige Situation der Fachpresse, ihre Informationsangebote und Funktion dar und beschäftigt sich mit Btx und der zunehmenden Technisierung beruflicher Information und Kommunikation. In weiteren Schritten befaßt er sich mit Informationsbedarf und -nutzung der Zielgruppen von Fachzeitschriften sowie mit kommunikations- und gesellschaftspolitischen Zielvorgaben für Fachkommunikations-Systeme, um auf dieser Basis die Möglichkeiten von Btx und Fachpresse bei der Bewältigung künftiger Anforderungen beruflicher Information und Kommunikation zu erörtern. Das letzte Kapitel seiner Arbeit reflektiert denkbare Funktions-Konstellationen von Btx und Fachzeitschrift. Alles in allem, so Stützles zuversichtliche Prognose,

werde die Entwicklung auf eine sinnvolle Ergänzung von Btx und Fachpresse hinauslaufen.

Stützle trägt seine Argumente und Begründungen wohlthuend differenziert vor, obschon - oder gerade weil - ihm die kaum noch zu leistende Übersicht über die Fachpresse einerseits und die nur bedingt prognostizierbare Entwicklung von Btx auf der anderen Seite einige Schwierigkeiten bereitet. Immerhin ist er überzeugt, daß sich der Informationsbedarf in Wissenschaft und (technischer) Entwicklung, Wirtschaft und Verwaltung und damit die Nutzung entsprechender Informations- und Kommunikationsmittel rapide vergrößern und differenzieren wird; gefragt werde nach einem immer gezielteren Informationsangebot (etwa nach der relevanten Literatur zu einem speziellen Gegenstand) und daneben nach einer allgemeinen, aktuellen Übersicht über fachliche Informationen (etwa einer Disziplin, einer Teildisziplin oder eines bestimmten Forschungszweiges). Es liegt für Stützle auf der Hand, daß Btx und Fachzeitschrift für diese unterschiedlichen Aufgaben der beruflichen Information und Kommunikation unterschiedlich gut geeignet sind. Insbesondere Fachverlage sollten daher Btx als komplementäres Mittel zur Fachzeitschrift nutzen. Möglichkeiten der gegenseitigen Ergänzung sieht Stützle u.a. darin, daß die Fachzeitschrift die Funktion der "aktuellen Informations-Verbreitung" zu gewährleisten habe, während Btx diese Funktion durch die bislang nicht von der Fachzeitschrift zu leistende, indes nach seiner Einschätzung immer bedeutendere Aufgabe der "Bereitstellung ständig aktualisierter Abruf-Informationen" zu übernehmen hätte.

Solche Funktionsaufteilung führt nach seiner Auffassung zwangsläufig auch zu einer Veränderung der Kommunikationsberufe in den Fachverlagen. Stützle nennt in diesem Zusammenhang zwei Berufsrollen: den "Informations-Organisator", der Informationen sammelt, sichtet und "den verschiedenen zur Verfügung stehenden Kanälen so zuordnet, daß sie von den unterschiedlichsten Interessenten optimal genutzt werden können" (er soll nicht gate-keeper von, sondern Wegweiser zu Informationen sein), sowie den "kreativen Journalisten", der diese Informationen zu einer Zeitschrift aufarbeitet, welche - so Stützles Hoffnung - "die von ihr verlangten Informations-Leistungen erbringt und ein angenehmes, bei den Lesern willkommenes Medium der laufenden Unterrichtung darstellt".

Freilich sieht Stützle auch Gefahren für Fachzeitschriften (etwa zu hohe Spezialisierung auf Funktionen, die von Btx besser erfüllt werden können und künftig auch übernommen werden, oder Anzeigenverlust und damit Existenzschwierigkeiten), und er warnt vor einer allzu euphorischen Einschätzung der Möglichkeiten von Btx. Andererseits glaubt er, daß die Fachpresse durchaus auch von Btx profitieren kann, beispielsweise durch die Erschließung neuer Zielgruppen über Btx oder durch die Thematisierung von Btx in eigens dafür spezialisierten Fachzeitschriften als Service-Zeitschriften für Btx-Benutzer (wie etwa "Bildschirmtext-Magazin"). Gerade das letzte Beispiel mit seiner Analogie zu Rundfunk - Rundfunkzeitschriften zeigt, daß Stützles systematische Überlegungen nicht nur für die spezielle, sondern auch für die allgemeine Diskussion über Innovation und Wandel des Mediensystems fruchtbar sein können.

Gerhard Hofer: Versuch und Versuchung. Bundesländerrundfunk in Österreich am Beispiel Vorarlbergs 1945 - 1955. Rundfunkorganisation im Spannungsfeld zwischen Zentralismus und Föderalismus. Grund- und Integrativwissenschaftliche Dissertation, Salzburg 1983.

Wissenschaftliche Rundfunkgeschichtsschreibung in Österreich betritt heute, welches Thema sie auch immer angeht, noch Neuland. Im Besonderen gilt dies natürlich für die österreichische Nachkriegs-Rundfunkentwicklung. Nicht nur ist die Zahl wissenschaftlicher Arbeiten in diesem Bereich nahezu null, es fehlt auch den nichtwissenschaftlichen Publikationen, seien es Festschriften, Tätigkeitsberichte oder Biographien, jener Informationsgehalt und Quellenwert, der etwa vergleichbare deutsche Publikationen auszeichnet. Insbesondere haben sich die Rundfunkverantwortlichen in Österreich nicht eben Ruhm durch Förderung solcher Publikationen an die Fahnen geheftet. Der unterschiedliche Forschungsstand in Österreich und der Bundesrepublik (aber auch der DDR) wurde Gerhard Hofer bei seiner Teilnahme am Grünberger Dissertantenkolloquium des 'Studienkreises Rundfunk und Geschichte' sicherlich deutlich vor Augen geführt.

Hinzu kommt, daß der Zugang zu den archivalischen Quellen für den Nachkriegsrundfunk noch der gleitenden Zeitschranke (in Österreich allgemein 50 Jahre) unterworfen ist, die zu durchbrechen Hofer auf der Ebene Vorarlbergs geglückt ist. Neben den Vorarlberger Akten (z.T. auch solche des Stadtarchivs Dornbirn) benützte Hofer auch Splitterakten der Generalpostdirektion Wien (als technische und administrative Aufsichtsbehörde), des französischen Außenministeriums, Paris, Dossiers aus der Bibliothèque de Documentation, Nanterre u.a. französischer Behörden sowie archivierte oder eigene Oral-History-Gespräche mit einigen ehemaligen Mitarbeitern des Senders Dornbirn sowie dessen politischen Kontrolleuren. Schließlich wurde vereinzelt auch die lokale Tagespresse und für den allgemeinpolitischen Teil auch Sekundärliteratur zur französischen Besatzungspolitik herangezogen. Obwohl Hofer nach seinen eigenen Angaben bei der Suche nach Dokumenten "nach einem systematischen Plan" (S. 9) vorging, scheint er zentrale Archivbestände wie jene des französischen Besatzungsarchivs in Colmar oder die der österreichischen Zentralarchive entweder 'übersehen' oder unterbewertet zu haben. Zu den Akten des Besatzungsarchivs gelang es ihm zwar Zugang zu erhalten, jedoch erst "im letzten Augenblick", - die Ergebnisse fließen daher auch nicht in seine Arbeit ein. Auch der ihm zugängliche Aktenbestand der Generalpostdirektion (der dem Rezensenten bekannt ist) besitzt nicht allzugroßen Aussagewert.

Leider macht Hofer auch keine Angaben über den Quellenwert des ihm zum Glück zugänglichen Aktenbestands der Vorarlberger Landesregierung, auch nicht, ob und welchen Beschränkungen er dabei unterworfen war (es werden jedenfalls nur die Hälfte der von ihm eingesehenen Kartons zitierend ausgewiesen).

Aufgrund dieser Quellenlage schätzt der Verfasser seine eigene Arbeit selbstkritisch als bloß "punktuelle" Bestandsaufnahme ein: nicht nur in Bezug auf die Analyse lokaler Rund-

funkentwicklung zur österreichischen Gesamtentwicklung, sondern auch für diese selbst. Als positive Ziele seiner Arbeit benennt Hofer 1. die Einbettung der Rundfunkgeschichte in die allgemeine politische Situation und Entwicklung im Westen Österreichs, einer politisch traditionell konservativen Region mit gleichzeitig hohem föderalistischem 'Selbstwertgefühl', ja z.T. sogar separatistischen Tendenzen, 2. den Versuch einer - allerdings nur auf Vorarlberg bezogenen - Organisationsgeschichte sowie 3. etwas kryptisch formuliert, das Ziel einer 'Sichtbarmachung publizistischen Wandels', womit, aus der Schlußbilanz und verschiedenen Andeutungen im Text zu schließen, vermutlich die Infragestellung eines staatlich-zentralistisch organisierten Rundfunks gemeint ist.

Zurecht setzt Hofer am Beginn seiner Arbeit am zentralistisch verfaßten Rundfunk der Ersten Republik an, der das Bundesland Vorarlberg sowohl sende- wie programmäßig unterversorgt ließ. Erst im Dezember 1934, eine Dekade nach Gründung des Programm- und Rundfunks, der RAVAG, wurde der erste Rundfunksender Vorarlbergs in Lauterach eröffnet; die damit verbundenen Hoffnungen nach mehr Berücksichtigung regionaler Interessen im Programm blieben aber auch in den folgenden vier Jahren bis zum Ende eines unabhängigen österreichischen Rundfunks weitgehend unerfüllt. Zu gering war offenbar das politische Gewicht des kleinsten Bundeslandes in Wien (alle übrigen Bundesländer, das Burgenland ausgenommen, verfügten über ein wenigstens rudimentäres Eigenprogramm). Ja es darf behauptet sogar werden: wäre in den Jahren 1933/34 nicht der bekannte 'Rundfunkkrieg' zwischen Habicht und Dollfuß gewesen, hätte Vorarlberg noch länger auf 'seinen' Sender warten müssen. Nur angedeutet wird von Hofer leider die folgende Periode (1938-45) und das Schicksal des Vorarlberger Senders in diesen Jahren.

Den Hauptteil der Darstellung in Hofers Arbeit stellt die Periode des Nachkriegsrundfunks unter französischer Aufsicht dar. Die Unterschiede in der französischen Besatzungspolitik im Vergleich zu den beiden anderen westlichen Siegermächten sowie die Entwicklung der wachsenden Spannungen zwischen der siegreichen Anti-Hitler-Koalition bis zum Höhepunkt des 'Kalten Krieges' in den Jahren 1952/53, die die gesamte Österreichpolitik sehr wesentlich mitbeeinflußten, mag es in der Mitte Europas auch ein 'Sonderfall' gewesen sein, arbeitet Hofer leider nicht heraus, obzwar sowohl für den ersten (französische Besatzungspolitik) wie auch den zweiten Aspekt schon eine Fülle von Literatur vorliegt. Er beschränkt sich auf die Benennung einiger politischer und geographischer 'Randbedingungen' für die politische Nachkriegsentwicklung in Vorarlberg, deren Blickwinkel zweifellos zu eng gefaßt ist. Den Ausgangspunkt der Darstellung des Nachkriegsrundfunks in Vorarlberg stellt die nicht unumstrittene Feststellung Hofers dar, es habe in Österreich vor 1945 kein durchgebildetes Rundfunkorganisations- und Programm-, sondern lediglich einen fernmelderechtlichen Rahmen (das Telegraphengesetz von 1924) gegeben.

Eine solche Behauptung läßt außer acht, daß es im Bereich des Organisationsrechts zwar nur rudimentäre öffentlich-rechtliche (Verankerung des Beirats), wohl aber - wegen der privatrechtlichen Organisationsform einer Aktiengesellschaft - privat-

rechtliche, nämlich statutarische Bestimmungen über die Rundfunkverfassung gab. Die eigentliche Problematik ergab sich jedoch daraus, daß diese 'Verfassung' sowohl durch die Besatzungsmächte außer Kraft gesetzt worden war, als auch durch die Konstruktion des 'Öffentlichen Verwalters' - zunächst nur - im Bereich der russischen Zone für die Verwaltung des 'Deutschen Eigentums', als das auch der Rundfunk angesehen wurde, wodurch dem Staat/der Generalpostdirektion auf elegante Weise eine Ausschaltung der früheren privaten Aktionäre (Banken, Radioindustrie u.a.) ermöglicht wurde, woraus sich jedoch sogleich das Problem der Kompetenzverteilung in der Programmaufsicht ergab. Hier wurde bewußt nicht an die vor 1938 bestehende Regelung des Telegraphengesetzes angeknüpft.

Das Scheitern der anfänglich sowohl auf der Ebene der Siegermächte wie auch der österreichischen Regierung vorhandenen Bemühungen zur sofortigen Schaffung eines einheitlichen österreichischen Rundfunks stand mit dem Problem der Rundfunkaufsicht in ursächlichem Zusammenhang. Es waren sowohl Gegensätze innerhalb der Konzentrationsregierungen Renner und Figl wie auch der späteren 'Großen Koalition' (nach Ausscheiden der KPÖ) SPÖ-ÖVP als auch zwischen dieser und den Besatzungsmächten und schließlich auch zwischen diesen selbst, die das 'Dauerprovisorium' eines in vier Sendeblöcke gespaltenen Nachkriegsrundfunks bis 1954 herbeiführten. Hofer gelingt es jedoch nicht, die drei Ebenen dieser Gegensätze analytisch zu erfassen. Dies liegt sicherlich zu einem wesentlichen Teil am geringen Entwicklungsstand der österreichischen Rundfunkhistoriographie und an den erfolgreichen Bemühungen der Koalitionspolitiker, ihre damaligen rundfunkpolitischen Positionen und Ziele zugunsten eines Hervorstreichens der Gegensätze vor allem zur sowjetischen Besatzungsmacht zu verschleiern. Immerhin wird bei Hofer deutlich, daß das Scheitern alliierter und österreichischer Zentralisierungsbemühungen in den Zeitraum zwischen dem Abschluß des ersten und zweiten 'Kontrollabkommens' (Juli 1945 - August 1946), also in die Phase des Beginns des 'Kalten Krieges' fielen.

In dieser ersten Periode, während der eine Einigung nicht unmöglich schien, weshalb die französische Besatzungsverwaltung wohl mit Absicht keine eigenen ordnungspolitischen Vorstellungen entwickelte, gelang in Vorarlberg unter der Leitung des provisorischen 'Intendanten', des ehemaligen Sozialdemokraten Otto Schubert, der Aufbau einer provisorischen Rundfunkorganisation mit einem eigenständigen Programm. Nachdem sich das Scheitern in den Bemühungen um die Schaffung eines einheitlichen Rundfunks im Sommer 1946 abzeichnete, faßte jede der drei westlichen Besatzungsmächte die auf ihrem Gebiet befindlichen Sende- u.a. technischen Einrichtungen zu einer eigenen Sende-gruppe zusammen; so entstand im Bereich Tirol-Vorarlberg die "Sendegruppe West", die am 17. November 1946 ein eigenes provisorisches Statut, also eine Art 'Rundfunkvertrag' zwischen französischem Hochkommissariat und den Landesregierungen von Tirol und Vorarlberg, erhielt. Als schwächstes Glied in der alliierten Siegerkoalition vollzogen die Franzosen damit nur die von den beiden anderen westlichen Mächten, insbesondere von den

USA, verfolgte Politik nach; nur die Sowjets hatten 'ihre' Anlagen an die Generalpostdirektion rückerstattet, allerdings unter dem Vorbehalt eigengestalteter Sendungen ('Russische Stunde') und der Zensur auch des übrigen Programms. Damit war nicht nur der Traum der Wiener Regierung auf einen einheitlichen Rundfunk vorerst ausgeträumt, sondern für die Landesregierungen auch die Möglichkeit gegeben, unter dem Schutz, ja z.T. der Förderung der Besatzungsmächte rundfunkpolitisch aktiv zu werden.

Insbesondere die Vorarlberger Landesregierung verstand es, den ihr gegebenen Spielraum zu nutzen. Allerdings dürfte Hofers Behauptung, daß das französische Hochkommissariat selbst keinerlei rundfunkpolitische Ordnungsvorstellungen entwickelt habe, in dieser Weise wohl kaum zutreffend sein. Viel wahrscheinlicher scheint mir, daß Hofer hier Opfer der unzureichend gesichteten französischen Akten und seiner ausschließlich auf Oral-History- und Vorarlberger Aktenmaterial fußenden Darstellung dieser Periode ist. Aber auch die Inhalte der ordnungspolitischen Vorstellungen der beiden Länderregierungen bleiben weitgehend ausgeklammert. Jedoch wird auch trotz dieses Mangels deutlich, daß die Vorarlberger Landesregierung durch das Statut vom 17. November 1947 "die Führung des Rundfunks" in ihrem Lande übernahm und die Verdienste der Aufbauarbeit Schuberts einheimste, der selbst infolge seiner, von der politischen Zusammensetzung der Landesregierung (ÖVP-Alleinregierung), abweichenden politischen Einstellung, erstes Opfer der Machtübernahme wurde. Durch Einsetzung eines VP-Vertrauensmannes als Intendanten, durch Unterstellung des Senders als "nachgeordnete Dienststelle" der Landesregierung, damit organisatorische und finanzielle Aufsicht, Einstellung des Personals durch diese sowie Ergänzung dieser Aufsicht durch informelle Kontrollen des Personals hinsichtlich ihrer "landesfreundlichen Einstellung", häufig zulasten inhaltlicher Kompetenz, sicherte sich die Landesregierung den dominierenden Einfluß, den sie, durch allmähliche Personalrochaden bis in die Jahre 1949-50 allmählich perfektionierte.

Leider bleiben die negativen Folgen dieser Politik auf das Programm infolge weitgehender Ausklammerung der Programmanalyse durch Hofer außer Betracht. Der Zugriff der Landesregierung wirkte aber nicht nur hier negativ, hatte nicht nur Loyalitätskonflikte zur Folge, sondern führte geradewegs in den Konflikt mit den von Wien aus agierenden 'Öffentlichen Verwaltungen', je initiativer sich diese - zunächst auf der wirtschaftlichen (Verteilung der Hörergebühren unter den vier Sendergruppen), später auf der Ebene des Programmaustauschs um Zentralisierung bemühten. Daß hinter diesen, mit wirtschaftlichen Mitteln gerührten Machtkonflikten zwischen Zentralisten und Förderalisten originär österreichische Interessen standen (incl. früher Privatisierungspläne), die sich unter dem Schutz und der Förderung der großzügig ausgebauten und die Hegemonie anstrebenden US-Sendegruppe 'Rot-Weiß-Rot' standen, wird bei Hofer leider nur blitzlichtartig an manchen Stellen deutlich. Zu sehr ist er dem Vorarlberger 'Blickwinkel' verhaftet, um diese größeren Konfliktdimensionen entsprechend wahrzunehmen.

Mit der Auflösung und Rückgabe der Sendergruppen 'Alpenland' (britisch) im Jänner 1953 und 'Rot-Weiß-Rot' im Frühjahr 1954 an den 'Öffentlichen Verwalter', die Generalpostdirektion, blieb nur die Sendergruppe West als letztes Pfand föderalistischer Rundfunkpläne. Durchaus in Zweifel gestellt sei, daß man sich in der Wiener ÖVP-Zentrale bereits mit der Tatsache eines 'zentralistisch' organisierten österreichischen Rundfunks abfand; auch die Rückgabe der Sendergruppe 'Rot-Weiß-Rot' kann m.E. nach nicht als völlige Aufgabe eigenwilliger rundfunkpolitischer Positionen interpretiert werden.

Die Vorarlberger Landesregierung, die die vom 'Öffentlichen Verwalter' im Frühjahr 1954 geforderte Rückgabe der Sendeanlagen an den Bund verweigerte, im Gegenzug einen 'Fünf-Punkte-Plan' mit dem Ziel der Gründung einer eigenen Rundfunkanstalt nach Handelsrecht vorsah, und - als Vorwärtsverteidigung - eine Grundsatzklage beim Verfassungsgerichtshof einbrachte, sah sich darin nicht nur von der oberösterreichischen Landesregierung unterstützt. Immerhin forderte auch Alfred Maleta, ÖVP-Generalsekretär, im April 1954 "einen freien österreichischen Rundfunk" auf der Grundlage einer "Rundfunkorganisation privatrechtlichen Charakters", bei der auch "die naturgewachsenen Rechte der Länder" berücksichtigt werden müßten ('Forum', Heft 4/1954). Und was die amerikanische Seite betraf, wollten die Gerüchte nicht verstummen, daß diese die Aspirationen des Herausgebers des 'Wiener Kurier', Ludwig Polsterer, - der Kurier war vormals das Organ der US-Besatzungsmacht - auf Erlangung einer privaten Senderlizenz unterstützten¹⁾. Die Interpretation Hofers, der - für die Föderalisten übrigens mit negativem Ergebnis endende - verfassungsrechtliche Grundsatzstreit um den Rundfunk sei der letzte "Ausweg aus einer ausweglos erscheinenden Pattstellung" zwischen SP- und VP-Bundes- und VP-Landespolitikern gewesen, erweist sich vor diesem Hintergrund als durchaus brüchig. Ebenso darf die Interpretation angezweifelt werden, ob die 'gewaltsame' Übernahme des Senders Vorarlberg, fußend immerhin auf dem Entscheid des VfGH, und im weiteren dann die Konstituierung der 'Österreichischen Rundfunk Ges.m.b.H.' im Jahre 1957 wirklich das Ende der "von den Besatzungsmächten angebotenen Rundfunkfreiheit der Länder" bedeuteten, wenn damit nicht einer Mißdeutung des Freiheitsbegriffs das Wort geredet werden soll. Der Freiheitsraum für die Rundfunkmitarbeiter des Senders Bregenz-Dornbirn dürfte sich dadurch, angesichts bereits bestehender 'informeller Kontrollen' jedenfalls kaum verengt haben.

Die Mängel in der Darstellung Hofers beruhen methodisch in der zeitweise unkritischen Übernahme der ihm vorliegenden Quellen, deren unterschiedlicher Stellenwert nur selten erkannt und relativiert, bzw. durch Heranziehung ergänzenden empirischen Materials ergänzt oder durch theoretische Überlegungen richtig interpretiert wird; sachlich im häufigen Wechsel zwischen verschiedenen Problemebenen (Personal-, Organisations-, Wirtschaft-, und allg. Politik), in zuweilen mangelnder empirischer

1) s. Viktor Ergert: 50 Jahre Rundfunk in Österreich, Bd. II, Wien 1975, S. 192 ff. und S. 224 f.

Sicht und zeitlichen Lücken (etwa für die Jahre 1948-49 und 1951-53) sowie konzeptionell in der häufig zusammenhanglosen Aneinanderreihung von Fakten. Zwar wird das tatsächlich bestehende "Spannungsfeld zwischen Föderalismus und Zentralismus" in der Rundfunksituation nach 1945 exemplarisch am Konflikt Vorarlberg - 'Öffentliche Verwaltung' erstmals - und dies noch für das kleinste Bundesland - angedeutet, es bedarf aber sicherlich noch weiterer Anstrengungen, um die Vielschichtigkeit dieses Konflikts im Machtviereck Besatzungsmächte-Landesregierungen-Bundesregierung-Parteien wirklich hinreichend zu analysieren. Immerhin stellt Hofers Arbeit bei all ihren Unzulänglichkeiten einen ersten Schritt in diese Richtung dar. Was der österreichischen Rundfunkgeschichtsschreibung aber nottäte, wäre, außer einer Verbreiterung ihrer personellen 'Basis' ein vertieftes Studium der vorhandenen Archivquellen, eine verstärkte Einbeziehung der in ihrem Quellenwert vielfach unterschätzten Tages- und Zeitschriftenpresse, - aber auch eine verstärkte Förderung durch die Institution, um deren Geschichtsaufarbeitung es dabei geht: des Österreichischen Rundfunks.

Theodor Venus